



ARCHIWUM
LEGIONÓW
i N. K. N.

Nr 1644

Band XLIII, Heft 1.



Österreichische Rundschau

Mitbegründet von Dr. Alfred Freiherrn v. Berger

herausgegeben von

Leopold Freiherrn v. Chlumecky

(Politik)

Dr. Karl Glossy

(Literatur, Wissenschaft und Kunst)

Dr. Felix Freiherrn v. Oppenheimer

(Volkswirtschaft und soziale Fragen)

6 Hefte vierteljährlich K 6.— = M. 6.—, einzeln K 1.— = M. 1.—.

Am 1. u. 15. jeden Monates erscheint ein Heft von durchschnittlich 5 Bogen.

Inhalt:

	Seite
Bismarck. Von Universitätsprofessor Dr. Heinrich Kretschmayr	1
Die österreichische Balkanpolitik seit 1866. Von Dr. Heinrich Friedjung	8
Kriegschronik	10
Die hundert Tage Von Dr. Franz Zwegbrück	12
Magister Boncompagno (Fortsetzung). Roman von Franz Karl Ginzkey	21
Aus dem Felde (Bericht aus dem Kriegspressequartier). Von Robert Michel	29
Feuilleton: Von deutschen Edelfrauen und ihren Büchern. Ein Gespräch von L. Andro	35
Rundschau: Der erste Übergang über die Karpathen. Von Rk. — Stefan Milow. Von Paul Wilhelm. — Aus dem Wiener Musikleben. Von Dr. D. J. Bach. — Wiener Theater. Von Theodor Antropp. — Soldatengräber und Kriegerdenkmale.	37

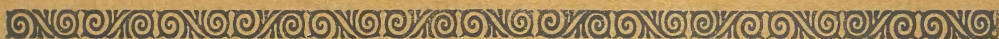
Wien und Leipzig. Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung Carl Fromme, Ges. m. b. H.
Für Deutschland: Georg Stilke, Hofbuchhändler Sr. k. u. k. Hoheit des Kronprinzen
des Deutschen Reiches und von Preußen. Berlin N. W. 7.
Redaktion und Administration, Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon Nr. 10817.



An unsere Leser!

Infolge der kriegerischen Ereignisse müssen wir zu unserem Bedauern vorläufig den Umfang der Hefte einschränken, wir werden jedoch bestrebt sein, nach Eintritt normaler Verhältnisse unseren Abonnenten durch Ausgabe stärkerer Hefte Ersatz zu bieten.

Die Redaktion.



Völkerring!

VON

Müller-Guttenbrunn

Verlag Moser, Graz

Krone 1.60 — M. 1.40

H. FOURNIER
k. u. k. Hoflieferant

Lager in- und ausländischer Delikatessen
Weine und Liköre :- Geflügel, Wildbret und Fleische
WIEN I., TUOHLAUBEN Nr. 11.

Lieferung vollständiger Dajessons, Dinners und Soupers in die Stadt und in die Provinz.

Einbanddecken

zum Band XLI, sowie zu allen früheren Bänden der
ÖSTERREICHISCHEN RUNDschau
können zum Preise von K 2.— (mit Postzusendung K 2.80) durch
alle Buchhandlungen, den Verlag und die Administration der
Österreichischen Rundschau, Wien I., Bräunerstraße 4-6
bezogen werden.

Erstklassige Marke

Wiener Automobilfabrik Aktien-Gesellschaft
vormals

Gräf & Stift

16/22 HP 40/45 HP
28/32 HP 60/65 HP

Wien, XIX/, Weinberggasse Nr. 70/74.
Niederlage: Wien I., Franzensring Nr. 16.
Größte Reparaturwerkstätte aller Systeme.

Heintze & Blankertz

LY ATO REDIS

Rampf gegen England
Heintze & Blankertz, Berlin
Erste deutsche Stahlfederfabrik gegründet 1836

A. E. G.-UNION
Elektrizitäts-Gesellschaft

Zentrale Wien VI., Rahlhof.
Fabrik: Wien XXI,
Hirschstetten-Stadlau.

Turbodynamos — Elektr. Zentralen —
Elektr. Licht- und Kraftanlagen — Elektr.
Vollbahnen, Kleinbahnen, Straßenbah-
nen, Industriebahnen — Elektr. Förder-
anlagen — Krane u. Aufzüge — Elektro-
motoren — Ventilatoren u. Ventilations-
anlagen — Alle elektrotechn. Bedarfs-
artikel, Bogenlampen, Glühlampen etc.

Ausschließliche Niederlage der Emailierwerke AUSTRIA

J. ALBRECHT

WIEN I., Franzensring Nr. 22 (gegenüber der Universität).
Fabrikhaus für Kochgeschirre, Metallwaren, Kleebe-, Haus- und
Wirtschaftsgeräte aller Art.
Spezialitäten: Kochgeschirre Marke „Sphinx“, Rein Aluminium-Kochgeschirre.

MATTONI
GIESSHÜBLER
SAUERBRUNN

natürlicher
ALKALISCHER



Bismarck.

Von Universitätsprofessor Dr. Heinrich Kretschmayr.

Diese Gedächtnisbetrachtung will das Wesen und das Leben des Mannes und die wirkende Kraft seines Werkes kennzeichnen. Nicht unter irgend einem neuauferichteten Gesichtswinkel, dessen Eigenartigkeit zumeist von seiner Künstlichkeit überboten wird, wird sie Mann und Schöpfung zu sehen versuchen, vielmehr anspruchslos die Geschichte eines Lebens wiedergeben, das immer lauter, eindringlicher und lehrreicher zu uns reden wird als noch so wohlersonnene Konstruktion. Wie aus den Gängen dieses Lebens die Gestalt herauswächst, wird sie zu schildern nicht unterlassen, wohl wissend, wie schwer faßbar diese Unfaßbaren sind. Sie wird dabei nicht nur dem Helden des deutschen Patriotismus, heute uns doppelt teuer, auch dem Manne einer sehr bestimmt gekennzeichneten versunkenen Zeit gerecht werden müssen. Wie dennoch dieser Mann heute mehr als jemals wirkend und schaffend unter uns lebt, wird sich dabei wie von selbst in die Erwägung und Empfindung jedes Verständigen drängen und besonderer Ausführung nicht bedürfen.

Am ersten April 1815, mehrere Wochen vor Waterloo, als der Stern des großen Welttyrannen zur Neige ging, kam Otto von Bismarck zur Welt. Er war aus einem Geschlechte geboren, das schon seit sechshundert Jahren in den norddeutschen Marken saß; Tuchhändler zuerst in der alten Kolonialstadt Stendal, hernach, seit den kriegserfüllten Tagen König Ludwig des Bayern, streitbare Ritter, mächtige Burgherren. Man wird sie auf allen Kriegsfeldern Europas kämpfen, dann und wann auch einen von ihnen nachdenklich zur Feder greifen sehen. Aber sie waren vor allem Kinder der Wirklichkeit. So der Landjunker Ferdinand, Ottos Vater, so Otto selbst. Eine geistreiche und nervöse Frau, Luise Wilhelmine aus der Professoren- und Philantropenfamilie der Mencken, wurde seine Mutter. Sein Herz hat nicht ihr gehört, die ihn voll Bildungsdünkel in eine Karriere drängte, sondern dem schlichten, derb fröhlichen Vater. Er vergaß es der Mutter nie, daß sie ihn, das Landkind, in Stadtschulen gezwungen, die ihm die Wälder und Gärten der grünen Heimat stahlen. Er war kein eifriger Schüler, noch weniger ein eifriger Student. Die Tintenschau, lachte er, sei ihm angeboren und der akademische Senat von Göttingen hatte seine liebe Not mit diesem duellfrohen Verächter der Kollegien. Er war kein eifriger Beamter, von welcher Seite her er auch den Akten nahe

kommen wollte. Schriftstücke nach anderer Wunsch und Auftrag mochte erledigen, wer dazu Lust hatte. Er wollte „Musik machen, wie er sie für gut erkannte, oder gar keine“. Er war der selbstbewußte junge Herr, der, vierundzwanzigjährig, nach der Mutter frühem Tode die vernachlässigten Familiengüter zu bewirtschaften unternahm, Jahre fleißiger und glücklicher Verwaltungsarbeit hindurch, aber auch Jahre ohne Ruh' und Halt, ohne Ziel und ohne Glauben, „tolle Jahre“ einer starken, aber zwiespältigen Seele, die nicht umsonst sich Byron zu ihrem Heros erkor. Bis die Mißklänge dieses Wesens in persönlicher Hingabe an teure Menschen, im Wiedergewinne gläubiger Gottergebenheit, in der Liebe zur Frau seiner Wahl, Johanna von Puttkamer, sich zu zuverlässiger Lebensfreude lösten. Das Jahr 1847, das Jahr seiner Hochzeit, das Jahr seines Eintrittes in den „vereinigten“ preußischen Landtag, in das öffentliche Leben, wurde für ihn Erfüllungsjahr und Eröffnungsjahr.

Als Streiter für den „christlich-germanischen“ Kreis, als „Don Quichote der preußischen Monarchie“ trat Bismarck in die Politik; ein preußischer Junker, der für die deutschnationalen Ideale der „unheilbaren“ Frankfurter nur Spott und Geringschätzung hatte; ohne eine Spur von Sympathie oder auch nur Verständnis für die Revolution. Legitimität, Orthodorie, heilige Allianz, das war seine Devise. Aber er war zugleich der kühle Mann der Gegebenheiten: wenn Preußen bei Olmütz vor Österreich und Rußland zurückwich, dann war das nur vernünftig und daher recht. Sollte er so nicht Österreich auf dem Bundestage von Frankfurt dreimal willkommen sein? Friedrich Wilhelm IV. durfte so denken, als er ihn im Juli 1851 dorthin ernannte. Aber die Österreicher mußten bald genug finden, daß der neue Mann zu sehr schwarz und weiß sei, „um genug gelb zu sein“. Er, der als Freund des alten Reiches gekommen war, lernte bald einsehen, daß der „Weg mit Österreich“ für Preußen kaum gangbar, daß deutscher Dualismus und deutscher Bund nicht haltbar seien und daß man zwischen Rußland und Frankreich hindurch den Kampf um die Vorherrschaft der beiden Bundesmächte werde streiten müssen. So ringen sich in mächtiger Kühnheit die politischen Gedanken seines „Prachtberichtes“ vom 16. April 1856, dieses klassischen Dokumentes seiner Frühzeit, aus seiner Seele los. Daß das Bundesgebrechen ferro et igni geheilt werden müsse, klingt wie ein Abschiedsgruß an Frankfurt, wo er in acht Jahren Deutschland und die Welt verstehen gelernt hat. Zwei Jahre noch half er als Gesandter in Petersburg die preußisch-russische Freundschaft kitten. Er prägte das Wort von „Österreich nach dem Osten“. Einige Monate in Paris genügten, ihn die romantischen Spekulationen des dritten Napoleon, die Zersahrenheit der französischen Politik erkennen zu lassen. Dann rief ihn das berühmt gewordene Telegramm Albrechts von Rom nach Hause: „Periculum in mora. Eilen Sie.“ Am 22. September 1862 stand er im Park von Babelsberg vor König Wilhelm, der seinem Lande die Waffe einer neuen Heeresorganisation schmieden wollte und sich durch ein störriges Parlament den Weg dazu verlegt sah. Ein großer Tag, ein entscheidender Tag nicht bloß für Preußen-Deutschland allein. Bismarck richtete den tiefgebeugten Herrn auf, „saßte ihn beim Porte-épée“. Die schicksalsvollste Männerfreundschaft deutscher

Geschichte war geschlossen. Und der neue Ministerpräsident trat in sein Amt zu jedem Streich bereit.

Von Babelsberg bis Nikolsburg währten die vier Entscheidungsjahre dieses großen Lebens: die Jahre des Konfliktministeriums, des Frankfurter Fürstentages und der Konvention Alvensleben, des dänischen und des österreichischen Krieges. Eine Würdigung wie diese muß weiteres Ausholen sparen; sie müßte sonst deutsche Geschichte erzählen. Bismarck begriff, als er eintrat, daß es um Haupt und Leben, „Blut und Eisen“ ging. Er mußte zu Rußland, mußte gegen die nationalen Wünsche der Polen stehen, wenn er für kommende Gewitter Preußens Ostgrenze sichern wollte. Hat er nicht mit dem Gespenst der polnischen Revolution die Aufmerksamkeit Rußlands eingeschläfert, um Frankreich zu zermalmen und den mächtigen Bau des deutschen Reiches aufzuführen? klagt heute ein Russe. Er mußte den österreichischen Hohenstaufenraum eines Frankfurter Fürstentages zu Falle bringen, wenn er Preußen aus seiner deutschen Nebenrolle erlösen wollte. Er mußte gegen den Wunsch und Willen von ganz Deutschland im Konflikte mit Dänemark sich an die internationalen Verträge halten und damit allenfalls auf die Herzogtümer Schleswig und Holstein für Deutschland verzichten, weil er nur so dieses Deutschland gegen die Eingriffe des neutralen Auslandes sichern, weil er nur so Österreich sich zum Helfer gewinnen konnte. Er wußte, er brauchte diesen Krieg, der die nordischen Herrschaftsträume Dänemarks für immer zerstören mußte und aus dem mit der Frage nach der Zuweisung der gewonnenen Herzogtümer sich der Krieg um die Vorherrschaft in Deutschland, der Krieg mit Österreich würde entzünden lassen. Denn er hat diesen Krieg gewollt als eine Tat „nicht des Hasses, sondern der Notwendigkeit“. Er hat später selbst erzählt, was er alles darangesetzt, um jede friedliche Wendung abzuschneiden und wenn er in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ davon schweigt, so sicherlich in der Absicht, das längst wieder befreundete Österreich nicht noch aus dem Grabe heraus zu verstimmen und zu kränken. Man hat dem Andenken des gewaltigen Rechenmeisters einen schlechten Dienst erwiesen, wenn man ihn zum philiströsen Friedensbold hat zurechttricheln wollen. Niemals hat eine Staatskunst meisterhafter Kriege vorbereitet als Bismarck die seinen. Er wußte, daß Rußland, dankbar für geleistete Dienste, still bleiben, er glaubte zu wissen, daß Napoleon in unklarer Profitgier seine Stunde verpassen würde, er hat Italien in das vorteilhafteste Freuverhältnis zu Preußen zu bringen verstanden. Niemals hat eine Staatskunst meisterhafter Siege ausgewertet als Bismarck nach Königgrätz. Er sah die Stunde nahe, die Preußen Deutschland einordnen und zugleich überordnen würde, und machte seinen Frieden mit den Anwälten der deutschen Ideale, seinen liberalen Parlamentsgegnern. Er fügte Norddeutschland zu staatlicher Einheit zusammen und fiel den Süddeutschen nicht mit Liebeswerben lästig. Er sah die Stunde voraus, die das mittlere Europa, Deutschland-Preußen und Österreich-Ungarn, fest vereinigt finden mußte, und schloß in entsagungsvoller Weisheit den Freundschaftsfrieden von Prag. Er hat das alles getan, er hat das alles gewonnen gegen eine Welt von Feinden, gehaßt und vermaledeit, ohne einen Helfer, ohne einen Freund,

einsam, furchtbar einsam, einem Strom von Abelnollen und Unverstand entgegen gestellt, bis endlich die große Tat für ihn sprach und alle, alle sich vor ihm neigten.

So kam der große Minister auf die Höhen seines Lebens empor. Er frug nicht nach Grundsätzen, nicht nach Parteien, auch nicht nach den Mitteln, zumal nicht im Kampfe. Alles an ihm war Kraft und Wirklichkeit. Er war aus „Blut und Eisen“. „Wenn ich mit Grundsätzen durchs Leben gehen soll, so komme ich mir vor, als wenn ich durch einen engen Waldweg gehen sollte und müßte eine lange Stange im Munde halten.“ Noch der Greis rügte scharf den Fehler der Deutschen, stets Alles oder Nichts zu wollen und sich eigensinnig auf eine Methode zu versteifen. Er war der Mann der anschaulichen Dinge und nicht der abstrakten Gedanken, der in seinen Reden immer wieder die Bilder aus dem Jagd- und Landwirtschaftsbereiche holte, er schien die bare, blanke Selbstverständlichkeit. Und doch ist diese Seele so voller Widersprüche, voller Rätsel. Und er hält sie zudem nicht offen: „Es sind ganze Provinzen in meiner Seele, in die ich nie einen Menschen habe hineinsehen lassen.“ Niemand durchschaut ihn so, niemand traut ihm. Mehr Mephisto als Faust, hat einer der Getreuesten von ihm gesagt. Wenn er der Mann der Begebenheiten war und nicht der Doktrinen, so ist es doch, als weinte etwas in seiner Seele nach verlorenen Idealen und Ideen. Man hat so wohl gesagt, er sei eine problematische Natur, im ruhelosen Gegeneinanderspiel widerstrebender Kräfte das rechte Widerbild der Zeit, die ihn geformt und die nun er mit gewaltigen Händen zu formen unternahm: dämonisch und skeptisch, reckenhaft und nervenzart. Er rang in heißen Nächten mit seinen Gedanken, er stritt in Qualen und selbst in Tränen um den Sieg. Er war eine der Naturen, die nach Ruhe rufen und sie nicht tragen können. Er hatte die Schlangenklugheit des vollendeten Weltmannes und hatte seltsam viel gelesen. Aber er hatte noch mehr das leidenschaftliche Temperament und die Intuitionskraft des geborenen Künstlers, war der Mann des schöpferischen Herzens mehr als des grübelnden Verstandes. Sind die großen Latenmenschen nicht alle von dieser Art? Er war der liebevollste Gatte und Vater und hatte Glück mit Frau und Kind. Was er nach vierjähriger Ehe seiner Frau schrieb, ist ein Bekenntnis für das Leben: „Ich habe Dich geheiratet, um in der fremden Welt eine Stelle für mein Herz zu haben, die alle ihre dürrn Winde nicht erkälten und an der ich die Wärme des heimatischen Herdfeuers finde, an das ich mich dränge, wenn es draußen stürmt und friert.“ Und sein Sohn Herbert denkt sich das Dasein ohne Vater als einen Zustand, „wie ihn die nordischen Sagen ausmalen, wenn der Wolf Feuris einst die Sonne verschlungen haben wird“. Er hat sich aus den frostigen Zweifeln seiner Jugend eine feste und klare Religion gerettet. Glaubte Cäsar an die Tyche, Napoleon an seinen Stern, so Bismarck an seinen Gott. Aber es war der harte Gott der Puritaner und der Pilgerväter, der Gott der starken Bataillone. Er war ein Herzbezwinger, ein Mann „von dämonischer Anziehungskraft“. Dem Deutschamerikaner Karl Schurz, der mit bewundernden Worten zeitlebens Haus gehalten hat, erschien der Dreiundfünfzigjährige „unbeschreiblich“. Er war ein guter Hasser und schonte nicht nur den Feind,

sondern auch den lauen Helfer nicht. Da einer ihn an das Goethegedicht mahnte, daß selig sei, wer sich ohne Haß vor der Welt verschließe, rief er: „Was, ohne Haß? Da muß einer eine Schneiderseele haben.“ Darum schelten seine Feinde, er habe den Geist des Kampfes in die Welt getragen und die Nation der Denker und Dichter zu einem wilden Kriegsvolk umgewandelt. Gewiß, er hat das Wort ernst genommen, daß die guten Deutschen auf ein Menschenalter das Wort Gefühl nicht sprechen sollten. Aber mit der blauen Blume der Romantik würden sie sich auch nie die Pforte zur Einheit des Vaterlandes aufgeschlossen haben. Einsichtige Gegner selbst billigen dem gewaltigen Kämpfer zu, daß, wer wie er das eigene und der Kinder Leben an eine Sache setze, geset sei gegen alle Verkleinerungen der Geschichte. Und so hat über seinem Grabe den Haß der geschlagenen Feinde tausendmal die Liebe des Volkes überklungen, das er erhoben hat.

Das Prager Friedenswerk war halb getan, so lange Süddeutschland ohne feste Fügung blieb, so lange Frankreich im Sinne seiner politischen Traditionen für Deutschlands Einigung eine Abschlagszahlung verlangte. Ein süddeutsches Reich unter Österreich, ein „drittes Deutschland“ als neuer Rheinbund, alles war noch möglich. Und wollte Frankreich die alte, nunmehr bedrohte Vormachtstellung in Europa wiedergewinnen, so wollte Österreich die grausam getäuschten großdeutschen Träume noch nicht dahingeben. Deutlich rückten beide Reiche, so lang einander feind, nun aneinander heran. Wer weiß, ob nicht auch noch Italien für solchen Bund zu gewinnen war? Doch Bismarck war zum Gegenwerk bereit. Er durfte auf Rußland bauen, das Österreich in Schach halten würde, er hatte von England, von Dänemark nichts zu fürchten. Er wußte, wie argwöhnisch England über die Integrität der Niederlande wachte und ließ den dritten Napoleon in dieser Frage schuldig werden. Im Juli 1870 wird die Welt von ihm erfahren, daß der Kaiser allen Ernstes auf Belgien habe greifen wollen. So nahm er begierig den Gedanken einer spanischen Hohenzollernkrone auf und schlug das hierüber in Brand geratene Frankreich mit der Schärfe der Emser Depesche. Der Krieg eröffnete sich, der, wie der Minister dritthalb Jahre vorher prophezeit hatte, die Einheit Deutschlands vollenden würde; der Friede folgte, der dem neuen Reiche als kostbares Taufgeschenk die Sicherung des Rheines, das schützende „Glacis“ von Elsaß-Lothringen darbrachte. Bismarck wußte, Frankreich würde die *année terrible* nie vergessen und wollte es lieber vor die versperrten Tore von Metz und Straßburg stellen als seinen Zusicherungen trauen. Durfte er denn anders? Und hätte er, selbst wenn er anders gewollt, der deutschen Nation diese Erfüllung heißgehegten Verlangens versagen können? Das größere und schwerere Werk wurde noch im Lärm des Krieges fertig: Die Reichsgründung. Bismarck wußte, daß er im Feuer der Kämpfe die Seelen der Fürsten biegsamer finden werde als daheim in der Pracht ihrer Schlösser. Denn über tausend Vorurteile und Widersprüche hinweg, aus dem Wunsche zugleich und der Entsagung aller Beteiligten mußte das „kunstvoll gefertigte Chaos“ geschaffen werden, das in seinen Reservatrechten der Einzelstaaten, mit seinem Bundesrat und Reichstag amerikanische Beurteiler selbst an amerikanische Konstruktionen

erinnert hat: Das Deutsche Reich. In seiner absichtsvoll abgemessenen, juristisch kaum völlig faßbaren Fügung wird es, gerade weil so vieles der lebendigen Fortbildung überlassen blieb, für immer und ewig als ein Denkmal höchster, weil aus den tiefsten Gründen nationaler Eigenart schöpfender Staatskunst seinen Meister loben.

Der kehrte nun heim: Bezwingen des Erbfeindes, Schöpfer des Reiches, Schiedsrichter von Europa. Zwanzig Jahre folgen, Jahre des Glanzes und des Triumphes: Das Zeitalter Bismarcks. Aber hinter der glänzenden Fassade des neuen Prachtgebäudes ging der alte Kampf hin und her, der Kampf alter und neuer Feinde gegen den Mann, der aus dem Meistgehaßten nun der Vielgeliebte geworden war und der, langsam verlernend, sachliche Gegnerschaft von persönlicher Feindschaft zu scheiden, jetzt so wenig als früher Raß noch Ruhe fand. In diesem Kampfe aber um die innere Ausgestaltung seines Werkes, des Reiches, richteten sich auch ihm, dem Großen, es ist nicht anders, die Grenzen seiner Erkenntnis auf. Gewiß, er durfte die politischen Parteien, auch durch die Verfassung über ihre Gunst hinausgehoben, wie müßigen Land behandeln, mit liberalen wie mit konservativen Stimmen markten wie mit Scheidemünzen. Er hat im Bunde mit der nationalliberalen Partei das Deutschland des Handels und der Industrie empor zur Höhe gehoben und zusammen mit den Konservativen dann verhindern geholfen, daß die deutsche Landwirtschaft, eine der höchsten Hoffnungen im Daseinskampfe von heute, dürrer Unergiebigkeit zutrieb. Dort aber, wo nicht nur Macht gegen Macht, Wert gegen Wert, sondern vor allem Gedanken gegen Gedanken stand, im Kampfe gegen katholische Weltkirche und übernationalen Sozialismus hat er, mag die Phrase von seinem Kanossagange zehnmal abzuweisen sein, dem Sinne seines Jahrhunderts entgegen die Gewalt gegen den Geist ausspielen, mit starken Gesetzen lebendige Weltanschauungen zwingen wollen und verraten, daß wie der Einsicht des großen Napoleon manches Feld der äußeren Politik so der seinen manche Frage innerer Politik im Dunkel blieb. Wer dies in Bescheidenheit bekennt, zeugt nicht gegen die Größe beider Männer; nur für die Tragik ihres Lebens. Darum hat Bismarck den Zwingbau der Maigesetze, klug zwar und geschickt, aber gleichwohl abbrechen müssen und wenn später einmal Leo XIII. sein „*Mi manca Bismarck*“ sprach, so klingt es wie ein Siegerwort. So wurde das unermessliche Werk seiner Sozialgesetzgebung, „geschmiedet mit dem Hammer eines sozialen Zyklopen“, glorreiches Muster für alle Welt, ihm, dem „Moses, der mit seinem Stabe den dünnen harten Stein schlug“, gerade von denen, die er erquickern wollte, nicht zu Dank gebucht. Denn die Werke seines Hasses folgten ihm nach, auch dort, wo er für die Liebe schuf.

Nach außen hin herrschte er unbeschränkt. Man darf hier mit den Worten kargen. Wie er das unruhige Frankreich einsam hielt in Europa, am Berliner Kongreß den Weltteil neu eingerichtet hat, wie der unentfliehbare Gegensatz zwischen Rußland und dem mittleren Europa in seiner Seele den Gedanken des Bündnisses von Gastein gebär, ohne daß doch der „Draht nach Petersburg“ darum abgerissen wäre, wie er gegen Englands Reid noch den Grund zu einem deutschen Kolonialreich gelegt hat und Deutschland auf steile Höhe

hob und hielt, umworben von aller Welt — wer wüßte es nicht? Mit dem Bündniswerke von jenem 16. Oktober 1879, der ein deutscher Nationalfeiertag sein sollte gleich den Tagen von Sedan und Versailles, wurde er, der Verwirklichter großdeutscher Ideale so gut wie höchster geschichtlicher Forderungen des europäischen Gleichgewichtsgedankens, zum Erfüller alter Zeit. Mit seiner Idee einer Erweiterung des Zweikaiserbundes zu unauflösbarer Einheit im Sinne wohl des „Siebzigmillionenreiches“ unseres großen Ministers Felix Schwarzenberg, mit dem Verweise Deutschlands in die afrikanische Welt hinaus, wurde er, im dunklen Grunde seines Genius ahnend mehr als erkennend, zum Wegbereiter einer neuen Zeit.

Denn diese kam jetzt: Die Zeit der Weltpolitik und Weltwirtschaft, die Zeit der erwachenden zweiten Landnot der deutschen Germanen. Und mit der Zeit kam ein neuer Herr: Kaiser Wilhelm der Zweite. Es ist keiner unter uns, der nicht hochklopfenden Herzens den Kampf miterlebt hat, in dem nun Bismarck fiel. Am 20. März 1890 ging er aus seinem Amte. Man darf es sagen, mit ihm versank die alte Zeit. Man darf es gestehen, daß nicht allein sein Herz mit Groll den Wandel der Dinge trug, die vorerst wenig für die neuen Gedanken zeugen wollten. Aber nachdenklich und helllichtig geworden durch manche Erfahrung dürfen wir heute frei bekennen, daß in dem Kampfe des alten Titanen mit dem jungen Olympier zwei Gottgesandte miteinander stritten und daß, wenn Zeus den Kronos überwand, nur die Geseße des Weltlaufes sich erfüllten.

Der Ruhelose aber mußte mit Schmerzen lernen, wie wenig seiner Art die Ruhe bekommt. In leidenschaftlicher Auslehnung, in Sorgen um sein Werk, trug er es nicht zu schweigen. Wer will, mag ihn darum schelten. Wir meinen, daß Männer, die nur auf den sturumtobten Gipfeln der Macht gedeihen können, nicht mit der gewöhnlichen Menschenelle gemessen werden können. Daß seine „Gedanken und Erinnerungen“, die in solcher Stunde Gestalt gewannen, von den bitteren Empfindungen des Gefallenen erfüllt sind, gibt uns nicht das Recht, sie aus der Reihe der historischen Quellen zu streichen. Wer könnte sich Bismarck als „objektiven“ Chronisten denken? Und die Jahre rauchten auch über dieses Leid und diesen Zorn hinweg und Kaiser und Kanzler reichten sich noch einmal die Hände. Dann senkte die Einsamkeit ihre Schatten immer dichter auf die hohe Gestalt des greisen Wanderers im Sachsenwalde. Im grauen Herbst 1894 verlor er die vielgeliebte Frau, verlosch ihm das letzte Licht verdämmernder Lebensfreude. Er wollte nur noch sterben, so blühend ihm auch noch die Worte von den Lippen kamen, so freundlich seines Hauses Schwelle noch manchen Gast umfing. Am 30. Juli 1898 kam der Tod.

Nun lebt er fort, halb schon bei Lebzeiten und nunmehr völlig in mythische Höhen entrückt und die Bilder von ihm leben im Herzen von Millionen: eine hohe Erinnerung, mehr noch, ein hoher Trost. Da ist Bismarck, am Tage nach Sedan in gewaltiger Mannheit dem leidgebrochenen Kaiser Napoleon entgegenreitend, in Versailles mit bleicher Lippe und glühenden Augen die Geburtsurkunde des Deutschen Reiches verlesend, in Berlin am Kongresse

umworben von den Ministern und Staatsmännern der Welt. Da ist Bismarck auf den prunkenden Weltausstellungsfesten drei Jahre vor dem Kriege der Stadt Paris einen Wiedersehensgruß entbietend und wieder Bismarck auf dem Felde von Königgrätz, hoch zu Roß, in hellen Waffen, zwischen Furcht und Hoffen. Und da ist endlich in Gottes freier Luft, an Wald und Halde draußen das einsame Grab, dessen romanische Schlichtheit an das alte Kaisertum gemahnt, das der Tote da drinnen mit gewaltigen Fäusten zerbrochen zu haben schien und das doch heute wieder, so ganz anders als früher, aber so machtvoll wie jemals uns auferstanden scheint. Ein Wort von Jakob Burckhardt klingt durch unsere Seele, ein Wort für die Ewigkeit, nicht für die Stunde: „Wir sehen zwischen Tannen des hohen Jura hindurch einen berühmten Gipfel mit ewigem Schnee; er wird freilich zugleich von vielen anderen Orten her gesehen, durch Weinlaub über einen gewaltigen See hinweg, durch Kirchenfenster, durch enge Hallengassen Oberitaliens. Es ist und bleibt aber derselbe ewige Montblanc.“

Die österreichische Balkanpolitik seit 1866.

Von Heinrich Friedjung.

In den Fluß der Ereignisse hineinzugreifen und die Tatsachen der jüngsten, noch nicht zum Abschlusse gelangten Geschichte zu einer runden Darstellung zu formen, gehört zu den schwierigsten Aufgaben. Mit Dank ist es hinzunehmen, wenn ein Historiker die tieferen Ursachen einer großen, über uns hereingebrochenen Krise noch in deren Verlauf aufzuhellen bemüht ist. Theodor von Sosenosky ließ dem ersten, 1913 erschienenen Bande seiner „Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866“ unmittelbar nach dem Ausbruche des Weltkrieges den zweiten folgen, der die Ereignisse bis zu den Schlachten führt, welche unsere Monarchie und Deutschland für die Freiheit Europas und für ihre Selbsterhaltung kämpfen*. Ihm, dem warmherzigen österreichischen Patrioten, pocht die Brust vor Erregung, aber er zeichnet den Verlauf der Dinge mit ruhiger Hand und scharfem kritischen Sinn. Neues Material stand ihm nicht zur Verfügung; in seine Darstellung sind bloß die gedruckten Veröffentlichungen, historische Bücher wie diplomatische Publikationen, zu einem Ganzen verwoben. Sein Verdienst liegt in der Aktualität seines Werkes und in der Aufrichtigkeit, mit der er die österreichische Politik und die an ihr beteiligten Staatsmänner beurteilt und richtet. Er kennt keine Schonung und es ist anerkennenswert, daß seinem Werke nichts von der Schönfärberei anhaftet, in der sich die sogenannten patriotischen Geschichtswerke sehr zu ihrem Nachteile gefallen.

Sosenosky mißt die österreichische Balkanpolitik an dem ihm vorschwebenden Ideale, wie es vom Prinzen Eugen glorreichen Andenkens vorgezeichnet wurde. Er nimmt für die habsburgische Monarchie eine gebietende Stellung im Süd-

* Theodor von Sosenosky: „Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866“ (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin 1913—1914) 2 Bände.

often Europas in Anspruch, und so kann ihm keiner der Staatsmänner genügen, die im 19. und 20. Jahrhunderte die Geschichte unseres Reiches gelenkt haben. Ihn befriedigt völlig nur eine Aktion, und das ist der militärische Teil der Erwerbung Bosniens, mit dem er in einem vortrefflichen Abschnitte den ersten Band seines Werkes abschließt. Dagegen, so findet er, war die diplomatische Einleitung der Besetzung Bosniens 1878 durch Halbheit und Schwäche verunziert. Andrássy hätte sich gegen den Vorschlag der südslawischen Generale nicht so lange sträuben sollen; er habe auf diese Weise den richtigen Zeitpunkt versäumt und war schließlich genötigt, sich mit der Okkupation zu begnügen, während die Annexion unschwer zu erzielen gewesen wäre. Seine Darstellung weicht also von der Wertheimers in dessen Biographie Andrássys schnurstracks ab, auf dessen umfassender Benützung neuer Quellen unsere Kenntnis der Tatsachen beruht. Nun mag Wertheimer bei seiner Verehrung für seinen Helden dessen Bild zu hell malen, ohne darin den leisesten Schatten zu sehen; in dessen steht seine Charakteristik des ungarischen Staatsmannes meines Erachtens der Wahrheit weit näher und wird auch weiter die unentbehrliche Grundlage eines sachgemäßen Urteils bleiben. Doch ist Sosnoskys Buch eine gute Ergänzung, weil seine Kritik die schwächeren Seiten der Politik Andrássys ins richtige Licht rückt. Unter den Ministern aus der Zeit Kaiser Franz Josefs wird man Felix Schwarzenberg, Karl Bruck und Julius Andrássy als Talente zu höchst stellen müssen, so verschieden auch ihre Naturen und Ziele gewesen sind. Nach Andrássy ist das Sinken staatsmännischer Kraft im Ministerium des Außern unverkennbar. Er hoffte noch durch mehrere Jahre nach seinem Rücktritte, wieder einmal zur Leitung der Geschäfte berufen zu werden; dann würde er wohl die Grenzmarken des Einflusses Österreich-Ungarns nach dem Süden weiter gerückt haben in der Richtung nach Mitrowiza und südlich nach Mazedonien, wie es im Berliner Vertrag ausbedungen war.

Ebenso streng geht Sosnosky mit den Nachfolgern Andrássys ins Gericht, unter denen ihm Graf Kalnoky noch der sympathischste ist. Er rechnet es ihm mit gutem Grunde hoch an, daß er die vom Zaren Alexander III. bedrohte Unabhängigkeit Bulgariens kräftig verteidigte, so daß sich Fürst Ferdinand auf dem Throne behaupten konnte. Ahrenthals Amtstätigkeit dagegen wird von Sosnosky im ganzen ungünstig beurteilt. Wohl gefällt ihm die Kaltblütigkeit, mit der Ahrenthal dem von England entfesselten Sturm standhielt, der sich 1908 und 1909 gegen die Annexion Bosniens richtete. Aber Sosnosky tadelte, abgesehen von allem anderen, zwei Unterlassungen, die sich Ahrenthal schuldig gemacht hätte. Zunächst die, daß er die Herausforderungen Serbiens nicht mit einem gewaltigen Schlage beantwortete; im März 1909 war Österreich-Ungarn gerüstet, Rußland dagegen litt noch unter den Nachwehen der mandschurischen Niederlagen, so daß es an der Zeit war, Serbien niederzuschmettern.

Eingehend wird im Werke Sosnoskys die großserbische Politik mit ihren Auswüchsen behandelt. Der Leser kann sich daraus auch über die Verschwörungen orientieren, die in dem Attentat auf den Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand gipfelten. Der Verfasser verlangt als Sühne für die seit einem Jahrzehnt begangenen Feindseligkeiten des Königreiches Serbiens dessen völliges Verschwinden von der Landkarte. Diese radikale Lösung ist das logische Ergebnis einer Gesamtdarstellung, die vom Geiste des österreichischen Imperialismus getragen ist. Sosnosky gehört nicht zu denjenigen, die erst unter den frevelhaften Angriffen Rußlands und Serbiens ihr österreichisches Herz entdeckt haben. Seine Weltanschauung ist dieselbe wie in seinen früheren Büchern, gegenüber denen sein letztes Werk jedoch einen Fortschritt bedeutet. Denn früher war er geneigt, in den Slaven Österreichs ein notwendiges Gegengewicht gegen deutschnationale Bestrebungen zu sehen; jetzt ist es ihm klar geworden, wo die Sicherheit und wo die Gefahren für das österreichische Vaterland zu suchen sind. Wohl geht das Temperament mitunter mit ihm durch, aber man möchte ungern den leidenschaftlichen Eifer missen, mit dem er der Halbheit und der Zaghastigkeit entgegentritt; der Leser wird von seiner ehrlichen Rücksichtslosigkeit warm berührt, mag auch, wie der Dichter sagt, der Becher überschäumen.

Kriegschronik.

5. März. Im Verordnungswege wird die Anzeigepflicht für Vorräte an Leder und Materialien für die Lederverarbeitung festgesetzt. — Die französischen Angriffe in der Champagne werden zurückgeschlagen. — Die deutsche Oberste Heeresleitung meldet, daß die seither bei Grodno und Augustow im Kampf gestandenen deutschen Truppen für andere Operationen zur Verfügung stehen. — Bei Prasznisz, Plonsk und Petrikau werden russische Angriffe siegreich abgewiesen.

6. In Wien wird das Standbild des Wehrmanns in Eisen feierlich inauguriert. — Südöstlich von Rawa fallen zahlreiche Russen in deutsche Gefangenschaft. — In Frankreich wird die Jahresklasse 1916 einberufen und die Vorarbeiten für die Aushebung der Jahresklasse 1917 eingeleitet. — Smyrna wird von französischen und englischen Kriegsschiffen bombardiert. — In Athen findet ein Kronrat statt, nach welchem Ministerpräsident Venizelos, da der König mit seiner Politik nicht einverstanden war, mit dem ganzen Ministerium demissioniert.

7. Feindliche Panzerschiffe beschießen die Batterien an den Dardanellen. — Die russische Flotte beschießt Kilimli und mehrere benachbarte Ortschaften an der kleinasiatischen Küste.

8. Baron Burian wird mit dem Schwarzen Adler-Orden ausgezeichnet. — Die Deutschen erzielen am östlichen und westlichen Kriegsschauplatz mehrere kleine Erfolge und nehmen bei Prasznisz und Rawa mehrere tausend Russen gefangen. — Das Garibaldianerkorps wird auf Befehl Millerands aufgelöst.

9. Die Russen drohen, nördlich von Radworna 1500 jüdische Familien vor die Front zu schieben. — Das griechische Kabinett wird mit Sunaris als Ministerpräsidenten und Kriegsminister gebildet.

10. Umtlich wird verlautbart, daß bis zum 1. März 111 englische Dampfer, vier Hilfskreuzer, ein Segler, ein Schoner, acht Minensucher und ein Truppentransportschiff von den Deutschen versenkt worden sind. — Der deutsche Reichstag tritt wieder zusammen; Staatssekretär Dr. Helfferich spricht über Deutschlands finanzielle Stärke. — Das neue griechische Kabinett veröffentlicht eine Regierungserklärung, in der die Neutralität als ein Gebot für Griechenland bezeichnet, aber auch dessen Pflicht betont wird, seine durch Allianz eingegangenen Abmachungen zu erfüllen.

11. Die Russen werden nördlich des Augustower Waldes geschlagen. — Die deutsche Heeresverwaltung erklärt sich bereit, für die Durchführung der Ackerbestellung und Ernte in Deutschland Kriegsgefangene in ausgiebigem Maß zur Verfügung zu stellen. — Admiral Beresford fordert, daß die gefangenen Offiziere deutscher Unterseeboote gehängt werden sollen. — Die französische Kammer beschließt ein Gesetz, demzufolge jeder Handel mit Deutschen, Österreichern und Ungarn untersagt ist.

12. In den Karpathen machen unsere Truppen Fortschritte und nehmen zahlreiche Russen gefangen. — Die Deutschen treffen in Flandern Vorbereitungen für den Durchbruch der Ypernfront. — Eine Reihe von wirtschaftlichen Verbänden Deutschlands richtet an den Reichstag eine Eingabe um möglichst baldige Freigabe der Erörterungen der Friedensbedingungen. — Aus Smyrna wird gemeldet, daß infolge des Aufrufes des Vatik die Frauen, Kinder und Invaliden die Stadt verlassen. — Die griechische Kammer wird auf 30 Tage vertagt.

13. Kaiser Franz Joseph stiftet eine Bronze-Tapferkeitsmedaille für Mannschafspersonen, mit der nachträglich auch jene betheilt werden, die bisher eine Armeekommandobelobung erhalten haben.

14. Unsere Truppen schlagen die Russen am Uzfoker Paß zurück und nehmen 500 Mann gefangen. — Das deutsche Unterseeboot U 29 bringt mehrere englische Dampfer zum Sinken. — Die Dardanellen-Forts werden neuerlich beschossen.

15. Die Deutschen nehmen nördlich des Augustower Waldes 5400 Russen gefangen. — Der Zar begibt sich an die Front. — Salandra erklärt in der italienischen Kammer neuerdings, daß er den seinerzeit gemachten Äußerungen über die allgemeine Lage nichts hinzuzufügen hat. Die Kammer nimmt hierauf in der Überzeugung, daß der Gesetzentwurf betreffend die wirtschaftliche und militärische Verteidigung des Staates den obersten Interessen des Landes entspricht, denselben in namentlicher Abstimmung mit 334 gegen 33 Stimmen an. — In Bukarest erscheint ein neues deutschfreundliches, von Peter Carp gegründetes Blatt: „Moldowa“.

16. Die Deutschen erringen südlich von Ypern bei St. Elloi Erfolge über die Engländer. — Feindliche Flieger werfen über Colmar Bomben ab. — Nach kurzem Kampfe wird der deutsche Kreuzer „Dresden“ im Stillen Ozean von englischen Schiffen zum Sinken gebracht. — Das Finanzabkommen der

Ententemächte setzt fest, daß Frankreich und England für die Kriegsdauer die russischen Verbindlichkeiten in Paris, London und New-York für Kriegslieferungen und Zinsen der Staatsobligationen bestreiten und die auf Rußland entfallenden Anteile der Unterstüzungen für Belgien, Serbien und Montenegro vorstrecken. — Die englischen und französischen Amtsblätter veröffentlichen das Dekret betreffend die Repressalien gegen den deutschen Handel.

17. Ein russischer Vorstoß auf das südliche Pruthufer, östlich von Czernowiz, wird blutig abgewiesen. — Die Russen machen erfolglose Angriffe in den Karpathen. — Russische Truppen dringen in der Richtung auf Memel in Ostpreußen ein.

18. Die Türken ziehen in Korna ein. — Frankreich beruft die Altersklasse 1916 ein.

19. Die Besatzung von Przemyśl unternimmt einen Ausfall und hält durch mehrere Stunden ein Gefecht mit starken russischen Truppen aus. — Zwei englische Kreuzer werden vor den Dardanellen zum Sinken gebracht. — Türkische Kriegsschiffe beschießen den Übungsplatz der Torpedoboote bei Theodosia.

20. Bei Nadworna wurde ein Nachtangriff starker russischer Kräfte abgewiesen. — Englische Kriegsschiffe bombardieren Westend. — Die Russen besetzen Memel. — Der deutsche Reichstag nimmt das Etat an und vertagt sich bis zum 18. Mai.

21. Am Uzfoker Paß finden heftige Kämpfe statt, die von unseren Truppen unter schweren Verlusten der Russen abgewiesen werden. — Die Zeichnungen auf die deutsche Kriegsanleihe erreichen die Höhe von 9 Milliarden Mark. — Über Paris erscheinen deutsche Luftschiffe und werfen schwere Bomben ab. — Die Russen werden nach kurzem Gefecht und einem erbitterten Straßenkampf aus Memel vertrieben.

22. Nach viereinhalbmonatiger Einschließung am Ende ihrer Kraft angelangt, fällt in Ehren die Festung Przemyśl. Da nach dem letzten Ausfall die äußerste Beschränkung in der Verpflegsration nur mehr einen dreitägigen Widerstand gestattete, erhielt der Festungskommandant den Befehl, nach Vernichtung des Kriegsmaterials den Platz dem Feinde zu überlassen. — Feldmarschall Erzherzog Friedrich erläßt einen Armeebefehl, in dem er den Heldennut der Festungsbesatzung betont und feststellt, daß die unbesiegten Helden von Przemyśl durch Naturgewalten und nicht durch den Feind bezwungen wurden: „Sie bleiben ein hehres Vorbild treuer Pflichterfüllung bis an die äußerste Grenze menschlicher Kraft.“

Die hundert Tage.

Von Franz Zwenbrück.

Der große Krieg, der den Erdenrund umspannt, macht sicherlich allen Zentenarbetrachtungen, die sich in friedlicheren Zeiten an die Tragödie der hundert Tage geknüpft hätten, bösen Eintrag. Das Andenken an die Männer von damals und gar an die Schlachten von damals verblaßt gegen die übergroßen Dinge, die jetzt in das Leben eines jeden, auch des Kleinsten, zwingend eingreifen, und wenn hier die Schatten von einst heraufbeschworen werden, so mag der Leser gewahren, daß in diesen Zeilen nur das Bedeutsame hervorgehoben wurde, was auch die Geschehnisse unserer Tage heller erkennen läßt.

Am 5. Mai 1814 war Napoleon auf dem kleinen Elba gelandet. Die

Munizipalität der Hauptstadt Porto Ferrajo war huldigend vor ihm erschienen. Ein Ritt, den er an der Seite des Vertreters Englands, Campbell, durch die Insel unternommen, hatte ihm sein jetziges Imperium von vier Quadratmeilen offenbart. Auch in diesem winzigen Gebiet betätigte sich sein Organisationsgenie und sein durchdringendes Verständnis von Verhältnissen, die ihm bisher gänzlich ferne gelegen. Er vervollständigte die Hasenbefestigungen, traf Verfügungen über die Strandartillerie, der Bau wichtiger Straßenverbindungen ward beschlossen und die Bergwerke, die der Insel im Altertum ihre Bedeutung verliehen, sollten ergiebiger gemacht werden. In Porto Ferrajo richtete der Kaiser das Gouvernementsgebäude für seinen Hofhalt ein, gleichzeitig jedoch beschäftigte er sich mit den Plänen für einen Landsitz, dessen Lage in der Campagna mit einem auserlesenen Geschmack von ihm ausgewählt worden war. Hier ist sogar ein Zug von warmem Behagen festzustellen, wie er nur selten in diesem Leben voll glühender Schaffensenergie zur Geltung gekommen. Der Kaiser bestimmte genau die Form der Terrasse und das ägyptische Kolorit, in dem der Speisesaal gehalten sein sollte. Er weilte schon ein paar Monate auf Elba, als Madame Letitia, seine greise Mutter, und die schöne, lebenslustige Schwester Pauline Borghese zu längerem Aufenthalte in Porto Ferrajo eintrafen. Auch die Gräfin Walewska, die ihm einst so nahe gestanden, war mit Freuden dem Geliebten ins Exil nachgefolgt. Zwölfhundert Schiffe haben 1814 auf Elba gelandet, darunter sechshundert Engländer. Der Andrang der Fremden erregte selbstverständlich die Aufmerksamkeit der Geheimpolizei, namentlich der französischen. Denn noch aufmerksamer wie auf dem benachbarten italienischen Festlande prüfte man am Hofe Ludwigs XVIII. jede Kunde, die von Elba und Napoleon Neues meldete.

Die ängstliche Wachsamkeit entsprach den unruhigen Stimmungen, wie sie sich in Frankreich seit der Rückkehr der Bourbonen herausgebildet hatten. Die Emigranten erhoben ihre Ansprüche auf den einstigen Grundbesitz. Die kirchlichen Kreise verlangten die Geltung der alten Institutionen. Das Zurückgreifen auf staats- und privatrechtliche Bestimmungen, wie sie zur Revolution in Kraft gewesen, mußte Verwirrung, Sorge und Mißtrauen bei dem Geschlechte hervorrufen, das seit den Neunzigerjahren des letzten Jahrhunderts allmählich emporgekommen war. Am schärfsten empfand die Armee die Wandlung der Dinge. Einige Tausend heimgekehrte oder jetzt rehabilitierte Anhänger der Bourbonen erhielten Offizierspatente, während die Veteranen des Kaiserreichs zu mehreren Tausend auf halben Sold gesetzt wurden. Das neue Königtum war finanziell schwer in Anspruch genommen und man verfiel unter anderem auf das klägliche Auskunftsmittel, eine Schöpfung Napoleons, die Erziehungshäuser, die für die Aufnahme „der Waisen der Ehrenlegion“ bestimmt waren, aufzulösen. Generäle und Marschälle des Kaisers waren wohl durch königliche Gnade in ihren Bezügen und Titeln bestätigt worden, aber auch die Größen des eben zusammengebrochenen Imperiums mußten sich manches kränkende Wort, manche höhnische Kritik ihres über Nacht aufgekommenen Adels gefallen lassen. Namentlich das öffentliche Leben in der Hauptstadt und auch in der Provinz offenbarte den üblen Eindruck, den die Abergriiffe der jetzigen Gewalthaber und

deren verständnisloses Auftreten machten. Es fehlte nicht an kundigen Beobachtern und zu ihnen hatte sicherlich der achtzehnte Ludwig gehört. Seine nüchtern rechnende Art und die Erfahrung, die er sich in dem langjährigen Exil erworben, haben ihm wohl die Unsicherheit nicht verkennen lassen, die die jetzige Ordnung mit sich gebracht hatte. An seinem Königshause mußte der fatale Zug haften, daß es von den Fremden in die Heimat hatte zurückgeführt werden müssen. In Paris ging eine Karikatur des Königs herum, die ihn hinter einem Rosaken zu Pferde sitzend über die Leichen französischer Soldaten springen ließ. Mit ernstester Sorge aber beobachtete der Vertreter Frankreichs am Wiener Kongreß, Talleyrand, alle Äußerungen der Unzufriedenheit im Lande. Er erklärte die Gefahr, die die Anwesenheit Napoleons auf dem nahen Elba darstellte, für eine eminente. Er hatte einen Vertrauten im benachbarten Livorno, Mariotti, mit dem er über die Möglichkeit, sich heimlich der Person des Kaisers zu bemächtigen, beriet. Beide fanden, daß dies nur durch Bestechung eines der Schiffskapitäne möglich werden könnte, die im Hafen von Elba saßen. Aber der Kaiser scheint einen solchen Anschlag geahnt und ausgiebige Vorsichtsmaßregeln getroffen zu haben. Im Oktober beginnt Talleyrand am Kongreß für eine abermalige Überführung Napoleons Stimmung zu machen. Sein König findet den Vorschlag, den gefürchteten Mann nach einer der Azoreninseln zu verschicken, „exzellent“. Durch mehrere Wochen hindurch verfolgte Talleyrand den Plan. Noch im Dezember berichtete er aus Wien dem König, daß er Castlereagh schon gewonnen und nur noch die Zustimmung des hartnäckigen Metternich durchzusetzen habe. Wahrscheinlich ist jedoch der französische Diplomat dann weniger eifrig in der Sache gewesen. Die Unterhandlungen, die Murat, der sein neapolitanisches Königtum mit wechselndem Erfolge verteidigte, mit ihm wegen des Verkaufes des Fürstentums Benevent führte, dürften dieses Nachlassen verschuldet haben.

Napoleon jedoch konnte aus den Anschlägen jenes Mariotti, aus den Bemühungen des Pariser Königshofes und Talleyrands auf die Unsicherheit seiner Position auf Elba schließen. Ausführlich wurde er auch von seinem Anhang über die Krisen am Wiener Kongresse, wie vornehmlich über die Polenpolitik des Zaren Alexander und die mit ihr in gewissem Zusammenhange stehende sächsische Frage unterrichtet. Preußen hatte hoffen dürfen, beim Friedensschlusse für sein großartiges Aufgebot aller Volkskräfte dadurch entschädigt zu werden, daß der Kongreß ihm den Besitz Sachsens, dessen König bis zuletzt bei Frankreich ausgeharrt, zu sichern. Auch Metternich war damit im Sommer noch einverstanden gewesen. Denn der österreichische Staatskanzler glaubte damit Preußen an seiner Seite festzuhalten, wenn es gelten würde, dem polnischen Plan Alexanders wirksam entgegenzutreten. Allmählich jedoch gewann der Zar völlige Herrschaft über Friedrich Wilhelm III., trotzdem dessen Staatsmänner wegen der Unaufrichtigkeit und Unzuverlässigkeit der russischen Unterhändler bittere Erfahrungen zu verzeichnen hatten. Metternich mußte sich nach einer anderen Gruppierung umsehen. Die Verhandlungen zeigten scharfe Formen der Meinungsverschiedenheiten und Talleyrand mußte geschickt die Krise noch weiter zu steigern. Günstige Nachrichten waren es also, die der Verbannte auf

Elba zu hören bekam und anderseits schienen die Anschläge auf seine persönliche Sicherheit zum Handeln zu drängen. Im Februar ließ er seine Getreuen in Paris wissen, daß er zu Beginn des April die Insel verlassen werde. Was in den allerletzten Wochen ihn zur Beschleunigung seines Planes veranlaßt, ist heute noch dunkel. Vielleicht ist ihm die Rührigkeit Mariottis doch unheimlich geworden, vielleicht fürchtete er, daß die Propaganda des „jungen Italien“, das ihn als eine Art »principe« an seiner Spitze gerne gesehen hätte — die Geheimpolizei hatte davon Kenntnis gehabt — ihn rettungslos kompromittieren könnte. Am 24. Februar erschien er bei seiner Schwester Pauline Borghese, die ein Karnevalsfezt veranstaltet hatte, und inmitten des Tanzgewühls rief er die anwesenden Generale Bertrand und Drouot zu sich, er teilte ihnen seinen Entschluß mit, am Abend des 26. die Insel mit seinen sieben Schiffen und den zwölfhundert Mann, die ihm bisher als Garde gedient, zu verlassen. Zwei Schiffe, ein französisches und ein englisches, hatten die Aufgabe, Elba zu bewachen. Das englische war am 24. mit Campbell, der auch am florentinischen Hofe beglaubigt war, nach Livorno abgegangen. Der Polizei schien er so sicher, daß er ein allmähliches Bekanntwerden seiner Absichten in Porto Ferrajo duldete, doch hatte er dafür gesorgt, daß keinerlei Nachricht in diesen Tagen von der Insel aus irgendwohin gelangen könne. Am Abend des 26. war alles bereit, der Magistrat der kleinen Hauptstadt hatte sich vom Kaiser verabschiedet, Mutter und Schwester waren mit seiner Abreise einverstanden. Nur einer seiner Getreuen, der Artilleriegeneral Drouot, hatte dem Kaiser die Befürchtungen, die er hegte, nicht verhehlt. An Bord des „Inconstant“ angekommen, gab er den Befehl zur Abfahrt.

Als Napoleon den Schiffsoffizieren den Auftrag erteilte, die Richtung nach der französischen Küste zu nehmen, wußte er, daß er sich außerhalb jeder Vertragsicherheit begab, daß er ein letztes Spiel um Macht und persönliche Freiheit beginne. Er hat jetzt die Fülle seines Herrschergenies, die ganze Feuerglut seines Wesens aufgeboten, um sich zu behaupten und so bleibt ein strahlender Glanz des Heldentums über diese letzte Zeit gebreitet, die die Geschichte dieses großen Lebens mit einem grandiosen, herzenbezwingenden Kapitel abschließt. Die Hartnäckigsten seiner Feinde, Neider und Verkleinerer beugten sich angesichts solchen machtvollen Ringens.

Der Gefahr, von einem französischen Kreuzer angehalten zu werden, entging er durch das glückliche Wagnis einer Antwort mit dem Sprachrohr. Bald kamen die Umrisse der Berge an der Küste in Sicht. Die Schiffe hielten eine Menge von Abschriften bereit, die zwei Erlässe des zurückkehrenden Kaisers im Lande verbreiten sollten. Ein Versuch, sich Antibes zu bemächtigen, schlug wegen der loyalen Haltung des kommandierenden Offiziers fehl. Weiter nach der Provence mit seiner kleinen Schar zu ziehen, konnte nicht gewagt werden. Die angestammte royalistische Stimmung der Provinz und ferner das geringe Maß von Vertrauen, das der Kaiser in den dort gebietenden Massena setzte, rieten hievon ab. Der Marsch ins Innere wurde nun durch die stillere Dauphiné unternommen. Bei Grenoble tritt ihm eine stärkere Truppe entgegen. Hier wagte er den vollen Einsatz seiner Persönlichkeit. Er ging den Soldaten ent-

gegen, allein, die Seinigen hatten zurückbleiben müssen. „Wer von euch wird auf seinen Kaiser schießen wollen,“ rief er und die Gewehre, die angeschlagen gewesen, senkten sich. Man jubelte ihm entgegen. Von Grenoble bis nach Lyon ging es im Siegeszuge. Seinen Fahnen strömten von Tag zu Tag Bataillone und Regimenter zu. Nur langsam marschierte er auf Paris, um seine Streitkräfte allmählich zu vermehren. Die Proklamation, mit dem altgewohnten Geschick abgefaßt, tat ihre volle Wirkung. Der Hof verließ die Stadt und als Napoleon am 3. März dort einzog, war die königliche Familie auf der Flucht nach der belgischen Grenze begriffen. Von den Marschällen, die ihre Würden von Ludwig XVIII. bestätigt erhalten hatten, folgte die Mehrzahl ihrem jetzigen königlichen Herrn, gegen den ehemaligen Gebieter jedoch wollten sie den Kampf vermeiden. Aber Massena schloß sich Napoleon an und ferner Ney, der bei der ersten Nachricht Ludwig XVIII. versprochen hatte, den unseligen Usurpator gefesselt vorzuführen.

Am Nachmittag des 6. März erfuhr der Kongreß zu Wien die bedeutsame Kunde von Napoleons Flucht. In den letzten Wochen hatten sich ernstlich krisenhafte Stimmungen nicht mehr geltend gemacht. Es gab hartnäckige Beratungen über eine neue Formation und Zusammenfassung der deutschen Staaten und umständliche Verhandlungen über die Dinge in Italien. Aus solcher Kleinarbeit schreckten Fürsten und Diplomaten durch die Kunde aus Elba empor. Rasch war die schon wiederholt in Frage gestellt gewesene Einigkeit der verbündeten Mächte wiederum vorhanden. Noch in Lyon hatte Napoleon in seinem Erlasse, durch die eine Reichsversammlung unter dem archaisierenden Namen „Mairfeld“ nach Paris einberufen worden, seiner Gemahlin aus dem österreichischen Kaiserhause gedacht und damit einen beruhigenden Hinweis gesucht, daß wenigstens von einer der Großmächte, von Osterreich, seine neue Herrschaft nichts zu befürchten habe. Allein, wenn ein guter Glaube dem zugrunde gelegen ist, so hat der Kaiser sich einer gründlichen Täuschung ergeben; denn die in Wien anwesenden Herrscher hatten sich sofort in der Überzeugung zusammengefunden, Napoleon abermals niederzuwerfen. Kaiser Franz hatte für Napoleon nur das Wort „Abenteurer“. Von Talleyrand war zuerst die Vermutung ausgesprochen worden, daß Napoleon mit seinen Schiffen sich nach Italien gewandt. Dort kommandierte der österreichische General Bellegarde. Kaiser Franz ließ ihm die energische Weisung zugehen, den Imperator sofort anzugreifen. Preußen, das als Ersatz für die Hälfte des sächsischen Gebietes, welche es dem Wettiner Hause hatte belassen müssen, die Rheinprovinz erhalten hatte, sah diesen neuen Erwerb durch ein abermaliges Emporsteigen Napoleons bedroht. Dieser Neubesitz im Westen, vereinigt mit dem alten, der von der Jülicher Erbschaft noch herrührte, versprach den Hohenzollern eine wesentliche Steigerung ihrer Machtstellung in Deutschland. Er mußte mit äußerster Kraftanstrengung verteidigt werden. In der preußischen Generalität war man über den Verlauf der Kongreßverhandlungen ohnehin schwer enttäuscht. Blücher hatte sogar vor wenigen Tagen, am 17. Februar, durch Gneisenau dem König sein Entlassungsgesuch überreichen lassen. „Ehre und Freude macht es mich, an den vollendeten Krieg antheil zu haben, die größte zu Frieden heit aber besteht darin, an dem

abgeschlossenen Frieden nicht Theil zu haben," so schrieb er dem treuen Freunde. Friedrich Wilhelm hatte dem Gesuch keine Folge gegeben und jetzt sollte dem herrlichen Alten eine neue große Aufgabe werden.

Mit der schärfsten, zielbewußten Energie haben jetzt wohl die Engländer für die Vernichtung Napoleons sich eingesetzt. Der gewaltige Mann mußte ihnen wie die Verkörperung des europäischen Kontinents erscheinen, der sich gegen jene stille, aber rücksichtslose Herrschaft auflehnte, die Englands Handel über den ganzen Erdenrund ausübte. Die welthistorische Betrachtung von heute faßt das Warten Napoleons von seinen Konsulatszeiten bis über die russische Katastrophe hinaus als einen Riesenkampf gegen England auf. Nicht bloß die Kontinental Sperre, sondern die Vereinigung der Niederlande mit dem französischen Kaiserreich bedeutete für England eine Gefahr, wie sie seit der Ausrüstung der Armada nicht dagewesen. Deshalb war die Errichtung des niederländischen Königreiches das wichtigste Postulat, mit dem die englischen Diplomaten am Wiener Kongreß erschienen waren. Die Schöpfung war nun durch die Wiederkehr des Imperators gefährdet. Erreichte er nochmals eine Machthöhe, ähnlich wie die vor der russischen Unternehmung, dann gelangte der Besitz der gesamten Nordseeküste von der Biscaya-Bucht bis Hamburg in seinen Händen zu einer furchtbaren Bedrohung des Inselreiches. So ward der neue Krieg noch in höherem Maße als bisher eine Sache Englands und der gesamte Aufmarsch, ebenso wie die Entwürfe der Feldzugsoperationen wurden unter Mitwirkung Wellingtons ausgearbeitet.

Eine Woche nachdem Napoleons Flucht am Wiener Kongreß bekannt geworden, am 13. März, erklärten die Mächte ihn in Acht und am 25. März erneuerten sie jenen Bündnisvertrag, den sie wenige Tage nach den Verhandlungen Chatillon in Chaumont abgeschlossen hatten. Wiederum erklärte sich England zu einer finanziellen Kriegsleistung von fünf Millionen Pfund verpflichtet, während Österreich, Rußland und Preußen je 150.000 Mann ins Feld zu schicken hatten. Napoleon ward „als Feind und Zerstörer der Ruhe der Welt“ gleichsam als vogelfrei erklärt, die Mächte verklärten, daß sie „die Waffen nicht eher niederlegen würden, bevor Bonaparte nicht völlig außerstande gebracht sei, je wieder Unruhe zu stiften und seine Versuche, die höchste Gewalt in Frankreich an sich zu reißen, zu erneuern“. Die übrigen am Kongreß vertretenen Staaten schlossen sich dieser Erklärung der Großmächte an. Sie sahen sich hiezu gezwungen, denn wenn einer von ihnen, der sich von den Kongreßergebnissen geschädigt glaubte, jetzt bei dem aufs neue erschienenen Schlachtenkaiser Unterstützung durch seinen Anschluß gesucht hätte, würde ein solcher Akt von den Verbündeten als ein gegebener Kriegsfall behandelt worden sein. In vier Armeen wurden die Streitkräfte der Alliierten gegliedert. Auf dem Gebiete des Kontinents, das der britischen Politik damals wie heute als der gefährlichste erschien, in Nordwestfrankreich und in Belgien, ward aus englischen und deutschen Truppen eine Armee zusammengesetzt, der wahrscheinlich der erste Zusammenstoß mit Napoleon beschieden war. Der Befehl über diese Truppenmacht ward Wellesley, Herzog von Wellington, übertragen. Der Besieger des kaiserlichen Frankreichs auf der iberischen Halbinsel gebot über

ein ganz außerordentliches Maß von Autorität, die großartige Energie und Kühnheit seiner Kriegsführung war bei seinen Offizieren zu sprichwörtlichem Ruhm gelangt. Die hat er auch jetzt bewiesen. Sein persönlicher Wagemut hielt die Soldaten trotz mörderischer Angriffe an seiner Seite unerschütterlich fest und das ließ manche Leichtfertigkeit, manch bedenklichen Unterlassungsfehler im Hinblick auf den schließlichen herrlichen Erfolg in nachsichtige Vergessenheit geraten. An die Korps, die Wellington befehligte, wurde die zweite, an den Niederrhein geschickte Armee angeschlossen, vornehmlich Preußen, die zuerst mit der abermaligen Mobilisierung fertig geworden. Hier kommandierte Blücher. Den Mittelrhein hinauf breiteten sich die russischen Regimenter aus, die ihr General Barclay de Tolly führte. Die vierte Armee unter dem Kommando des Siegers von Leipzig, Schwarzenberg, hielt am Oberrhein bereit, sofort der übrigen Heeresmacht nachzueilen und die gewonnenen Aktionen mitzufechten und zu entscheiden.

Napoleon hatte mit seinem durchdringenden Scharfblick Lage und Stimmung in Paris bald erfaßt. Wohl konnte er auf die Anhänglichkeit der Offiziere und der Veteranen rechnen. Auch alle diejenigen, die seit der Revolution zu Besitz und Ehren gelangt waren, zeigten sich ihm ergeben. Dazu kamen die grundsätzlichen Gegner des von den Verbündeten wieder eingesetzten Königtums, das in seinen ersten Erlassen trotz aller Versicherungen reaktionäre Tendenzen mit unvorsichtiger Offenheit hatte walten lassen. Noch wirkte der Zauber seines Siegernamens. Allein Frankreich und Paris waren sichtlich kriegsmüde. Nicht am wenigsten die Armee! Der zurückgekehrte Kaiser mußte, wenn er sich behaupten wollte, den Frieden verbürgen. Noch ein Krieg und den Feind von den Landesgrenzen fernzuhalten, und dann sollte eine Herrschaft der Ruhe, eine Gewähr innerer Wohlfahrt durch den Kaiser der Nation beschieden sein. Bedeutsame Schritte tat jetzt Napoleon der liberalen Opposition entgegen. Es glückte ihm, den trefflichen, ehrenhaften Carnot zu gewinnen und ihn als Minister des Innern zum Eintritt in die Regierung zu vermögen. Der überraschendste Erfolg seiner unwiderstehlichen Kunst der Überredung war der Übertritt Benjamin Constants zu seiner Sache. Der hochbegabte Parlamentarier galt als der berufene Wortführer eines konstitutionell regierten monarchischen Frankreichs. Napoleon war schon auf dem Wege nach Paris begriffen, da hatte Constant im „Journal des Débats“ den Soldatenkaiser mit Attila und Dschingis-Khan verglichen, dann aber kam es zu einer Unterredung mit Napoleon, er selbst hat uns überliefert, was und wie der ihm verhaßte Imperator mit ihm gesprochen. Und der Tribun beugte sich vor dieser übermächtigen Persönlichkeit. Er übernahm die Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfes.

Aber keine neue Verfassung, wie sie Constant als das grandiose Bollwerk einer konstitutionellen Monarchie sich geträumt hatte, gab Napoleon zu, sondern nur eine den jetzigen Verlegenheiten angepasste Reform des alten Gesetzes sollte der Öffentlichkeit und den radikalen Republikanern zugestanden werden. Man sollte an seine liberale Gesinnung und vor allem an seine friedliche Absicht glauben, wenn er einmal nach diesem bevorstehenden letzten Kriege seine Herrschaft gesichert hatte. Er ließ Constant gewähren, behielt seiner kaiserlichen

Gewalt nur wenige, aber wichtige Entscheidungsmöglichkeiten vor. Unter dem Titel „Zusatzakte“ ward die Reform zur Volksabstimmung gebracht. Die Abstimmung zeigte vor allem eine auffallende Gleichgiltigkeit für die ganze Aktion. 1804 hatten viereinhalb Millionen abgestimmt, jetzt nur eine Million und dreihunderttausend. Am 1. Juni hielt der Kaiser jenes einberufene „Mafeld“ ab. Das Ergebnis der Abstimmung ward verkündet, das Kaiserreich zeigte sich in einer gewissen Fülle äußeren Glanzes, die Nationalgarde leistete ihren Schwur, aber schon die ersten Sitzungen in den am 7. Juni eröffneten Kammern erbrachten schärferen Beobachtern den Beweis, daß der Glaube an den Imperator wenigstens zur Stunde erschüttert war. Die ihm nahe standen, bewunderten seine ungeheure Arbeitskraft, die auch nicht erlahmte, wenn sein scharfer Geist selbst alle die Gefahren nur zu richtig abschätzte, die ihn bedrohten. Er wußte, welch ein bedenkliches Symptom sich in den schlechten Börsenkursen ausdrückte und entnahm den Polizeiberichten aus der Provinz, welche Kriegsmüdigkeit sich der bonapartistisch gesinnten Bevölkerung bemächtigt hatte. Der österreichische General Koller erzählt, wie arg sich im letzten Jahre Napoleons Befinden verschlimmert habe. „Er war sorgenvoll, das Selbstvertrauen, welches früher aus seinen Reden sprach, der Ton der Autorität, der hohe Flug des Gedankens war verschwunden,“ so heißt es in einem Berichte aus seiner nächsten Umgebung.

Die Ausrüstungen für den Feldzug, die er mit begreiflicher Hast betrieb, zeigten ihm, daß er über etwa zweihunderttausend Mann verfügen könne. Sechzigtausend davon hatten seiner alten Armee angehört. Einen Teil dieser Truppen mußte er daheim lassen, um die ihm feindselig gebliebenen royalistischen Gebiete zu überwachen. Mit hundertachtundzwanzigtausend Mann zog er in den Krieg hinaus, der letzten Entscheidung entgegen. Sein Feldherrngenie offenbarte sich sofort durch die trefflichen Stellungen, die er unter dem Schutze der Grenzfestungen Nordfrankreichs bezogen. Napoleon stand einer dreifachen Übermacht gegenüber. Kenner wie Gneisenau, die sich in die Kriegskunst Napoleons mit ihren unerschöpflichen, überraschenden Varianten eingelebt, sahen voraus, daß der Kaiser mit aller Macht und Raschheit über jede einzelne der Armeen hereinbrechen werde. Vermochte er Wellington und dann Blücher niederzuwerfen, dann waren schon solche Vorteile gewonnen, daß die folgenden Kämpfe nicht mehr ein solch furchtbares Übergewicht aufweisen konnten. Tatsächlich bereitete der gewaltige Kriegsmann seinen Gegnern eine sofortige Überraschung mit der unglaublich schnellen Aufstellung im Felde. Ende Mai trafen Wellington und Blücher zusammen, das wichtigste Ergebnis war die Übereinkunft für eine beständige gegenseitige Nachrichtenmöglichkeit. Die beiden nach dem Westen vorgeschobenen Armeen waren sich bewußt, daß bei ihnen die nächsten Entscheidungen lagen. Jeder Versuch, ihre Verbindungslinien zu sprengen, bedeutete die Gefährdung des ganzen Feldzuges. Durch einen verhängnisvollen Irrtum des englischen Feldherrn, der eigensinnig an seiner Vormeinung festhielt, daß ihm der erste Angriff der Franzosen gelten mußte, erfuhr dies geplante Zusammenwirken eine schwere Einbuße und Tausende von Deutschen haben dies mit ihrem Leben bezahlen müssen. Wellington erhielt zwar am 14. Juni aus dem preussischen Hauptquartier die ernste Nachricht,

daß Napoleon sofort nach seinem Eintreffen bei der Armee den wuchtigen Angriff auf die Blüchersche Stellung bei Charleroi befohlen habe. Der Engländer dachte aber nur an seine Stellung, er ordnete Kampfbereitschaft an, verblieb aber in Brüssel, wo er sogar für den Abend eine Ballkeinladung annahm. Erst um Mitternacht meldeten seine eigenen Vorposten die Schlacht, die zwischen Franzosen und Preußen gekämpft wurde, die blutige Schlacht von Ligny.

Blücher selbst war durch das verzögerte Nachrücken eines seiner Korps, das Bülow kommandierte, gezwungen worden, sich zurückzuziehen. Er konnte kaum für den 16. mit diesem beträchtlichen Truppenteil rechnen. Ein weiteres Ausweichen erachtete der entschlossene Mann für unmöglich. So nahm er denn den Kampf an und in einem fürchterlichen Bajonettangriff prallten die Gegner aneinander. Es hat keine Gefangenen gegeben. Aber nach einem Ringen, das an sechs Stunden dauerte und sich erfolgreich für die Preußen zu gestalten schien, brach ein entsetzliches Gewitter über das Schlachtfeld herein. Und im Toben der Elemente vollführte die französische Kavallerie einen kühnen Angriff, der Blüchers Gefechtslinie durchbrach. Er selbst, der ganz vorne gehalten, wird durch einen Schuß, der sein Pferd tötet, zu Boden geworfen. Der greise General muß unter dem Kadaver von seinem Adjutanten hervorgezogen werden, der Angriff ist weitergezogen, man weiß nichts mehr von ihm. Im preußischen Hauptquartier muß ohne ihm beraten werden, was jetzt, nachdem der französische Durchbruch gelungen, und Blüchers Schicksal noch unbekannt, zu geschehen habe. Die Preußen sind gerettet, wenn sie ostwärts nach dem Rhein den Rückzug gegen die dort aufgestellten Streitkräfte der Verbündeten antreten und Wellington es allein überlassen, den Angriff Napoleons auszuhalten. Sie tun das, was das Gebot der Erhaltung verlangt. Die ihnen gesetzte Aufgabe haben sie nicht siegreich lösen können, weil die Engländer gegen alle Verabredung sie im Stich gelassen. Aber die stärkste Persönlichkeit unter den Preußen, Gneisenau, folgt dem hohen Schwung seiner Seele, er setzt es durch, daß nicht nach dem Rhein abmarschiert, sondern eine Stellung nordwärts bezogen wird. Die Preußen bleiben also ihrer Verpflichtung gegen die Engländer treu und an ihrer Seite, obwohl sie eben von ihnen preisgegeben worden. Und nun traf Blücher, im ganzen heil und ungebrochen in seinem Kampfesmut, bei seinen Generälen wieder ein, Gneisenaus Entscheidung war ganz nach seinem Sinne. Am 17. eilen die Depeschenreiter zwischen den Engländern und den Preußen hin und her. Wellington hat sein Versäumnis erkannt. Jetzt erfuhr er, daß er trotzdem seinen Rückhalt an der preußischen Armee noch besitze. Dies ist die Entscheidung gewesen. In doppelter Hinsicht. Denn auch Napoleon hatte nach dem Erfolge von Ligny angenommen, daß die geschlagenen Preußen, dem Selbsterhaltungstrieb folgend, nach dem Osten ausbiegen werden und ihnen dreißigtausend Mann zur Verfolgung nachgesandt. Am 18. begann er den Angriff auf den, wie er glaubte, isolierten Wellington. Der hat an diesem denkwürdigen Tage durch löwenmutige Tapferkeit seinen Fehler gesühnt. Den Tag über hielt er dem Massenangriff Napoleons stand, gleichsam in Todesbereitschaft auf den Anmarsch der Preußen harrend. Die Soldaten Blüchers haben, obwohl ermattet durch den vollbrachten Eilmarsch, die Schlacht bei Waterloo entschieden. In

wilder Flucht brach die letzte Armee des Kaisers zusammen. Er selbst stürmte ohne Hut und Degen davon. Als er in Paris anlangte, vernahm er die Forderung der Kammern: seine Abdankung. Hoffnungsgebilde tauchten noch vor ihm auf, aber schnell entchwanden sie wiederum seinen Blicken. Im Hafen von Rochefort winkte ihm die Möglichkeit, sich nach Amerika zu retten. Doch entschloß er sich eines anderen. Am 15. Juli ging er an Bord des englischen Linienschiffes „Bellerophon“. Ein Schreiben an den Prinzregenten zeigte an, daß „er sich unter den Schutz der englischen Gesetze stelle“. Vergebens hat der verzweifelte Mann auf einen großmütigen Akt der Engländer gerechnet. Sie haben ihren furchtbaren Feind auf das einsame, weltentrückte St. Helena geschickt.

Magister Boncompagno.

Roman von Franz Karl Ginzkey.

(Fortsetzung.)

Die Taverne „zum Siegelring“ war kein Lokal für jedermann. Es durften nur „bessere“ Leute herein, worunter man zur Zeit gerade die Kaufherren, Geldwechsler, Notare, die vornehmen Zünfte, Magister und Doktoren, besonders aber auch die fremden Studenten verstand, insoweit sie über wohlgefüllte Beutel oder sicheren Kredit verfügten. Der aalglatte Wirt, Herr Dondo Bonacosa, ein Florentiner, der einst selbst als Student nach Bologna gekommen und hier nach zwanzig Semestern an Leib und Seele verkracht war, verstand sein Geschäft aus dem Vollen. Er übte die wackere Kunst, in würdiger Weise jenes unbeschreibliche Etwas zu beleben und zu fördern, das gesellige Leute „Stimmung“ nennen und das seit Abrahams Zeiten der einträglichste Kuppler aller Wirte ist. Herr Bonacosa gehörte zu jener Sorte, die händereibend zu sagen weiß: „Gefegneten Abend, Ser Tonino, wie seht Ihr heute blühend aus; Ihr werdet wahrlich immer jünger! Ein Hammeltrippchen hätt' ich heut für Euch, ein wunderzartes, mit goldigen Rüßchen hell geziert; es ist eine Todsünde wert! — Oh, welche Ehre, Messer Turiddu, welche Ehre! Sagt, ist es nicht ein wahres Wunder, daß mir heut gerad' zwei Haubenlerchlein zugeflogen, mild wie Jungfrauenfeelchen? Ich ließ sie eigens für Euch am Spieße braten und ein Kinderlied dazu singen — Ihr wißt, dann sind sie am knusperigsten! — Madonna mia, soll ich meinen Augen trauen, der ehrwürdige Herr aus San Petronio, nun kann's nicht fehlen, ei, ei, ei! — Und heute eben ist ein Weinchen angekommen, Monsignore, ein Weinchen aus Barletta, ein glattes, zuckerfüßes! Und frische Austern sind gekommen aus Comacchio, wie selbst der heilige Vater sie nicht leckerer geschlürft. Ihr nehmt mir wohl ein kleines Duzend ab, nicht wahr?“

So wußte der alte Schelm mit unermüdlichem Geschwätz seinen Gästen den Appetit zu bestimmen, und er tat es mit solcher Eindringlichkeit, daß nur selten einer noch den Mut besaß, zu essen, was er selber wollte.

Nur an Meister Ventura getraute er sich nicht heran, denn dieser hatte

ihn bald durchschaut gehabt und eines Tages gesagt: „So, so, Ihr habt mir also ein Lendenstück vom Ferkelchen gebraten, vom lieben, süßen Ferkelchen, das eigens nur für mich das Licht der Welt erblickte, das treue, gute Tierchen? Sein erster Seufzer war gewiß: wo bist du, Ventura? Hm! Und Ihr habt es gläsern fein gebraten, das zarte Bengelchen, und habt am Spieß dazu gesungen: dreh' dich nur, dreh' dich nur, mein Engelen? Und all das habt Ihr aus Liebe zu mir getan, nicht wahr? — Dann gebt mir, Ihr alter Hallunke, nur schnell von dem Tunsisch dort, der heute meiner Natur entspricht, und laßt mich künftighin mit Eurem Gefasel in Ruhe!“

Das hatte gewirkt. Seit dieser Stunde wurde niemand besser bedient als Meister Ventura. Er konnte sogar von nun an essen, was er selber wollte.

Unter den vielerlei Originalen, die hier im „Siegelring“ zusammenkamen, war aber für Herrn Bonacosa das einträglichste und am zärtlichsten gehütete, der junge steinreiche Prätino da Vicenza, Student der Rechte, und nebstbei der kapitalste Feinschmecker von ganz Bologna. Gesagter Prätino, dessen kunstfönnigem Gaumen selbst die auserlesensten heimatlichen Leckerbissen, an denen es wahrlich nicht mangelte, nicht mehr genügten, war auf den genialen Gedanken gekommen, unter den unzähligen fremden Studenten Bolognas nach den besten Feinschmeckern aller Nationen Umschau zu halten, und es war ihm auch wirklich geglückt, aus jeder der studierenden Völkerschaften ein besonderes Prachtexemplar eines kulinarischen Preisfreßers für seinen Plan zu gewinnen. Was tat er dann? Er gründete. Er gründete eine Gesellschaft, die er „die Ritter von der Tafelrunde“ oder auch die „Internationalen“ benannte, als deren obersten Artikel er festsetzte, es hätten alle nationalen Gegensätze und raffigen Verschiedenheiten im gemeinsamen Wohlergehen zu schweigen, was allabendlich in der Taverne zum „Siegelring“ mit einem gewaltigen Preischmaus besiegelt wurde.

Und zwar gab jeden Abend ein anderer Feinschmecker den Ton an, indem er, so gut es eben ging, ein besonderes Wunder seiner heimatlichen Küche dem entzückten Gaumen übermittelte. So war es dem schlauen Prätino bereits gelungen, an über ein Duzend verschiedener Nationalitäten an seiner Tafelrunde zu vereinigen, wobei als die auserlesensten Exemplare galten ein olivenhäutiger Sarazene, namens Edhin Tabu, ein hünenhafter Schwede, namens Linderström, und ein veilschenäugiger Wiener, namens Florian Zeiserlberger.

Zur Stunde, da Lorenzo die Schenke betrat, hatte gerade der Wiener seinen großen Abend. Es war ihm nach einiger Mühe gelungen, aus einem innig durcheinandergerührten Gemenge von Eiern, Milch, Mehl und Honig ein traumhaft zartes, goldig bräunliches Gekröse hervorzubringen, das er „Kaiserschmarrn“ benannte und das den ungeteilten Beifall der ganzen Tafelrunde fand.

Lorenzo betraf den Meister Ventura, wie er eben das Konterfei des gutmütig grinsenden Zeiserlbergers in ein pergamentenes Büchelchen eintrug.

„Jenen Mann mit dem ewig brüderlichen Lächeln dort,“ schmunzelte der Meister, „den werde ich in Stein verarbeiten und irgendwo als Brunnenfigur verwenden. Die Leute fragen mich oft, woher ich den Reichtum meiner Gestalten nehme. Ich finde, sie sind überall, man braucht sie nur zu sehen; im

Notfall fügt man sie eben stückweise zusammen, man nimmt von diesem das Ohr, von jenem die Stirn, vom Dritten das Kinn, vom Vierten die Nase, das wirkt dann oft sehr überraschend. So bin ich jetzt gerade hinter dieser wackeren Tafelrunde her, denn sie gibt mir die seltene Gelegenheit, aus ihren völkischen Verschiedenheiten den sogenannten internationalen Schädel zu konstruieren. Gott weiß, was dabei herauskommen wird. Vermutlich eine Mißgeburt, die will ich dann an irgend einem Brunnentrog verewigen.“

Indes der Meister sich solcherart ins Einzelne vertiefte, entging ihm aber ein Vorgang am Tisch der Tafelritter, der ihn höchlich ergötzt hätte, im Falle ihm der tiefere Zusammenhang bekannt gewesen wäre.

Es ereignete sich nämlich alle Augenblicke, daß der eine oder der andere aus der Tafelrunde sich erhob und zu einem der offenen Fenster hinausspähte, die auf den Hof der Taverne gingen. In diesen mit allerlei Gerümpel, leeren Fässern, zerbrochenen Krügen und überflüssigem Hausrat erfüllten Hof mündeten einige Fenster der Nachbarhäuser und in einem dieser Fenster war es licht und es lehnte ein verführerischer weiblicher Schattenriß davor. Er gehörte der stattlichen Jungfrau Pampinea zu, der einzigen Tochter des in Studentenkreisen sehr bekannten Geldwechslers und Pfandleihers Girolamo Tantidenari.

Die hoffnungsvolle junge Dame liebte es, zur abendlichen Unterhaltung aus ihrem Kammerfenster in das Getriebe der Taverne hinabzulauschen und sich aus vielem, was sie da unten vernahm, und manchem, was sie bereits um das Leben wußte, ein recht erfreuliches und zukunstsicheres Weltbild aufzubauen.

Sie sah auch untermags zuweilen in den Hof hinab und ließ sich von der Sonne beleuchten, was sie sich wohl erlauben durfte, denn sie war trotz all ihrer Massigkeit ein hübsches Mädchen und hatte etwas Kerngesund und Unverwüßliches an sich. So war sie an ihrem Fenster von manchem Gast der Taverne und schließlich auch vom Klub der „Internationalen“ erspäht worden, und sie schien nun besonders an diesen exotischen Rittern von der Tafelrunde Gefallen zu finden, denn es hatte sich wie von selbst ergeben, daß sie jedem von ihnen, ganz ohne Unterschied der Nationalität, gelegentlich ein freundliches Blickchen schenkte, worauf die begreifliche Folge eintrat, daß allmählich eine allgemeine und doch in sich verschwiegene Unruhe unter denen von der Tafelrunde entstand, indem jeder einzelne wähnte, er sei der eigentlich Auserwählte, wie es ja männlicher Einfalt oft geschieht.

Die Pampinea aber verlor deshalb nicht Appetit, noch Schlaf, und sie machte sich auch zur Stunde keine Gewissensbisse daraus, daß ihr gefälliger Schattenriß die Leuten da unten allezeit im Schmause störte, indem, wie bereits geschildert, jeden Augenblick ein anderer zum Fenster hinauslehnte, so daß er nur mit jener Körperhälfte in der Taverne verblieb, die für den Feinschmecker wenig in Betracht kommt; starr und gewaltig sah Pampineas Schatten wie das Rätsel der Sphinx in die flimmernde Nacht hinaus, als wäre es dem Schicksal eine Kleinigkeit, einen zwölffachen Traum an ihr zerschellen zu lassen.

Im Hofe schimmerte noch ein anderes Licht, das beachtete aber niemand. Es war der trübe, gelblich-blaße Schein aus dem kleinen geschlossenen Fenster,

das vom Hause des Bücherverleihers Panfilo Mazzaboboli in den Hofraum ging. Und hinter diesem Fenster saß, obgleich die elfte Stunde nicht mehr fern war, die blasser, hüftelnde Lauretta und schrieb und schrieb. Raschelte irgendwo eine Maus oder Ratte im Dunkel des Fachwerks, so zuckte das Kind zusammen und starrte mit müden, geröteten Augen eine Weile ins Ampellicht, als suchte es dort im Hellen, lebendig Tröstlichen, nach Befreiung von seiner Angst. So lang wie heute war der Onkel Panfilo noch niemals ausgeblieben. Sie hatte schon oft des Abends schreiben müssen, wenn dem Alten die Abschrift eines Buches zu langsam vorstatten ging; so lange aber hatte es noch nie gedauert. Und wie die Augen brannten und wie es in den Schläfen hämmerte! Der Onkel aber kam noch immer nicht.

Herr Mazzaboboli saß indes in der Taverne unten mit zweien von seinen Geschäftsfreunden, einem bürgerlichen Gerber und einem Pergamenten, und lauerte auf den Augenblick, da er die beiden im Trubel des Weines mit irgend einem schlauen Kontraktchen übers Ohr hauen konnte. Lachten die anderen, so grinste er mit, riefen sie Bravo, so tat er's auch, obgleich er dabei an nichts anderes als an sein Geschäftchen dachte.

Der stille Lorenzo saß an Meister Venturas Seite an seinem Tischchen in der Ecke und ließ den bunten Lärm wie eine Reihe feindlich flackernder Bilder an sich vorüberziehen. Sein Herz war traurig, ihn widerte alles an. Besonders das hagere Lachen des Bücherverleihers erfüllte ihn mit Ingrim; ihm war, als grins der Kerl zu ihm herüber: Bücher hab' ich, viele schöne Bücher, Bücher für Betisia, Vipernester für ihr Köpschen, Gift für ihr Herz!

Lorenzo stöhnte auf! Ah, wie es gut wäre jetzt aufzustehen und den schwabbigen Kerl dort drüben mit einem einzigen ungeheuren Faustschlag breit ins Nichts zu schlagen. Oh, wie das kühlen, wie das befreien würde!

Da hieb ein Tritt von außen die Türe auf. Ein Haufen lachender Studenten kollerte herein. Sie zerrten einen Herrn in Professorentalar mit sich, der sich ihrer vergebens zu erwehren suchte.

„Eviva il Magistro Boncompagno! Eviva! Hoch lebe der Studenten wahrer Freund und Vater!“

Magister Boncompagno stand inmitten des Lärms und rang die Hände.

Die Studenten aber umtanzten ihn wie toll und warfen dabei dem Wirt eine Frage voll zinnerner Rannen um. Das gab ein höllisches Getrommel auf den Fliesen; in breiten Lachen wälzte sich der Wein.

„Das nenne ich eine Ovation, beim Leib des Bacchus,“ lachte Boncompagno. „Das Beste, was du, edle Seele eines Wirtes, hast, das wirfst du selbstlos mir zu Füßen! Ich danke dir!“

Beifallsfalben brausten ihm zu.

„Was wollt ihr?“ ermahnte Boncompagno mit erhobenem Zeigefinger. „Nun schleppt ihr mich bereits in die dritte Taverne? Das soll euch heute noch erlaubt sein. Doch morgen geht's aus einem andern Ton.“

„Hoch lebe Boncompagno, der Studentenfreund! Ein Hoch den Professoren, die noch Menschen sind!“

„Gewiß, gewiß, das wollen wir sein!“ bestätigte Boncompagno. „Das

wollen wir sein, meine Freunde! Morgen wird es aber heißen bei den Professoren, Magister Boncompagno mache sich mit euch gemein. Ich finde jedoch, die Wissenschaft ist nicht weniger Gemeingut als die Menschenwürde. Und diese wieder, die Menschenwürde, ist Lehrern und Schülern gemeinsam, denke ich. Ja, soll ich aufrichtig sein, so meine ich: mir ist der Geist des Jünglings näher verwandt als jener des Greises. Denn jener gleicht der duftigen Scholle, die noch Hoffnung birgt; doch dieser ist wie die ausgetrocknete Krume, die an den Wurzeln junger Pflänzchen saugt. Glaubt mir, ich kenne manch gelehrten und geschniegelten alten Herrn, der sich Magister oder Doktor nennt und stolz seinen Purpur trägt und weniger von der Lehrkunst versteht, als der Esel vom Zitherspiel!"

Er ließ den beifallheischenden Blick im Kreise funkeln. Man applaudierte wie besessen.

Lorenzo und Meister Ventura sahen sich an. „Ich kenne den Mann aus seinen Florentiner Tagen," lächelte der Meister. „Er wird den Bolognesern hier noch einiges zu tun geben. Er hat die schärfste Zunge, die je sich zur eigenen Ergözung regte. Eins seiner Bücher heißt: ‚Die Wiese der Beredsamkeit‘. Auf dieser weidet er gern!"

Indessen fuhr Boncompagno mit lässiger Sicherheit fort:

„Ich aber, meine jungen Freunde, gedenke mich nun selbst zu verkünden, und zwar ganz ohne jene schäbige Gebärde, die man Bescheidenheit nennt. Bescheidenheit ist doppelter Betrug; sie ist lügnerische Selbstverkleinerung, einmal nach außen und einmal nach innen. Denn welchen Zweck verfolgt Bescheidenheit? Indes sie knospendes Bewußtsein zur hündischen Demut schmälert, frißt sie heuchlerisch die Knochen aus den Schüsseln der Eeringen. Auf diese Weise sucht sie um die Lästerungen der Neider und pelzwechselnden Freunde herumzukommen und seht ihr, meine Lieben, das ist nun meine Sache nicht! Ich rufe laut und stolz und völlig ohne Bescheidenheit: ich bin der Auserwählte, der niemals Überwundene und bin gekommen, um mit den lächerlichen Greisenstückchen der Schule von Orleans aufzuräumen, auf daß das edle Bologna sich freue und frohlocke, denn ich will es aus der Finsternis der Irrungen befreien! Heia, das will ich!"

Erneuter Jubel donnerte ihm zu.

Lorenzo sah mit großen Augen auf den sonderbaren Prediger. Er wurde sich nicht klar über ihn. Wohl riß auch ihn das Feuer seiner Beredsamkeit mit und doch verließ ihn der Gedanke nicht, es übe dieser Mann ein Handwerk, an dem sein Herz nicht ganz beteiligt sei.

Meister Ventura lächelte, als Lorenzo ihm das anvertraute. „Ihr mögt nicht unrecht haben", bestätigte er. „Da seid ihr schneller dahinter gekommen, als mancher andere. Doch möcht' ich euch warnen, den Mann nun allzu gering zu schätzen. Es ist ein altes Lied, daß viele Wirkungen in Kunst und Wissenschaft von Leuten erreicht werden, die man ihres Herzens wegen nicht zum Freunde haben möchte. Der Teufel mag wissen, wie das zugeht. Ich glaube sogar, der Teufel ist der einzige, der das weiß. Ich hab' so meinen eigenen Glauben darüber; ich bin mir nämlich längst im klaren darüber, daß Gott

allein die Welt nicht erschaffen hat. — Doch lassen wir das. Ich will Euch nur sagen: der Mann mit dem scharfen Mundwerk dort ist in seiner Art ein Zauberer. Er gehört zu den allergefährlichsten. Ich möchte ihn nicht zum Feinde haben, doch ebensowenig zum Freunde.“

Man hatte sich indessen um die Tische gelagert, soweit noch Raum vorhanden war. Auch die von der Tafelrunde und die übrigen Gäste rückten hinzu. Magister Boncompagno erhielt den Ehrenplatz.

So saßen nur Lorenzo noch und der Dombaumeister abseits an ihrem Tischchen. Es wurden Rufe laut, sie sollten gleichfalls näherkommen. Sie taten aber, als hörten sie nicht.

„Mein erstes Hoch dem edlen Musensitz Bologna und seinen wehrhaften Jüngern!“ fuhr Boncompagno mit erhobener Kanne fort. „Wohl hat Florentia, die Liebliche, zuerst mich gesäugt mit der süßen Milch der Wissenschaft, doch saß ich auch zwei Jährchen allhier zu den Füßen Aldobrandinus, des Weisen, hahahaha, wovon er jetzt keine Ahnung mehr hat, der Gute! Nun ja, wozu auch? Die Henne brütet Küchlein aus, das ist ihr Geschäft. Wohin die Hähnchen fürder laufen, das kümmert sie nicht. — O Jugend in Bologna! Herrschaften, das waren Zeiten! Ich wohnte hier bei meinem väterlichen Freunde, dem wackeren Domherrn Bonaguisa. Die Erde sei ihm leicht! Hollo, das war ein Mann! Ja, der verstand es, die Leuten nach seiner Pfeife tanzen zu lassen. Sein bestes Stückchen kennt ihr nicht, ihr von der jungen Garde, was? Das Stückchen von der Bischofswahl? Man spricht nicht gern hierzuland davon, obwohl es jetzt, da Herr Enrico della Frata herrscht, nicht mehr verschwiegen zu werden brauchte. Und überhaupt, was heißt Verschwiegenheit? Wozu eine Sache verschweigen, sobald sie unterhaltend ist? Nur langweiliges soll man verschweigen, Macht eine Sache Effekt, heraus damit! Heraus damit, wenn sie Effekt macht, sag' ich! Doch nun zur Sache, paßt mal auf! — Mein wackerer Domherr Bonaguisa, die Erde sei ihm leicht, der hatte es sich in den Kopf gesetzt, es müsse sein Onkel Gerardus Areosti, damals Archidiakon von Bologna und ohnehin dem Range nach der Würdigste, bei der Bischofswahl zum Sieg gelangen. Das Domkapitel wollte aber davon nichts wissen; die Mehrzahl hatte sich bereits auf den Theologieprofessor Lafrancus geeinigt und so stand die Sache also nicht günstig für Areosti, aber mein wackerer Bonaguisa, der gab das Spiel nicht verloren. Im Gegentheil! Vernehmt, meine Freunde, was Kühnheit vermag, wenn sie mit Schlaueit gepaart ist. — Was tat Herr Bonaguisa? Am Tage, als Klerus und Volk im Dom zur Bischofswahl versammelt waren und als nach stundenlanger Mühe noch immer keine Einigkeit zustande kam und die Sache immer schiefer stand für Areosti, da stellte sich Bonaguisa, als sei er mit der Wahl der Mehrzahl einverstanden und schritt von Domherr zu Domherr und flüsterte ihnen zu: es wäre gut, die Wahl auf morgen zu verschieben, denn das Volk ist heute zu aufgereg! Und mit lauter Stimme wandte er sich hierauf an alle: placet vobis? Seid ihr einverstanden? Und es antworteten alle, die nämlich mit der Verschiebung einverstanden waren, laut und deutlich: placet! Es gefällt uns! — Dies ließ nun Bonaguisa schleunigst protokollieren und dann

sagte er zu den anderen Domherren: Nun will ich auf die Kanzel hinauf und dem Volke die Verschiebung mittheilen. Hiemit bestieg er unverweilt die Kanzel und sprach zur versammelten Menge: Seid gegrüßt im Namen des Herrn! Leicht wäre heut ein Uergernis entstanden, nun aber könnt ihr zufrieden nachhause gehen, ihr meine Schäfchen, denn durch die Gnade Gottes sind wir heute schon einig geworden. Vernehmt also, ihr Vielgeliebten! Im Namen des Herrn und kraft der mir von meinen Brüdern erteilten Vollmacht erwähle ich den Archidiaconus, Herrn Gerardus Arestti zum Bischof und Hirten! — — Raum hatte Bonaguisa dies verlautbart, als seine Freunde, mit denen er alles abgekartet hatte, einen Höllelärm vollführten; sie schrien Beifall aus vollem Halse und klatschten wie besessen in die Hände und andere ließen die Glocken läuten und stimmten das Tedeum an, damit der Widerspruch der Domherren nicht vernehmbar werde.

Das Volk aber sang in der Kirche begeistert mit und freute sich des neuen Bischofs. Ei, meine Freunde, da hättet ihr nun die verblüfften Gesichter der Domherren sehen sollen! Sie wußten nicht, wie ihnen geschah und saßen völlig erstarrt und schließlich sahen sie ein, daß nichts mehr zu machen sei und sangen gottergeben das Tedeum mit und also hatte es Bonaguisa, die Erde sei ihm leicht, durch einen einzigen kühnen Streich verstanden, seinem Onkel den Bischofsstuhl zu verschaffen. Was sagt ihr nun dazu?“

Die Leute tobten vor Vergnügen. „Eviva Bonaguisa! Eviva Boncompagno!“

Nur Lorenzo und Meister Ventura saßen still an ihrem Tischchen und taten nicht mit.

„Ich denke, wir wandern heimwärts,“ winkte Ventura mißmutig und erhob sich. Lorenzo folgte ihm willig nach.

Doch ehe sie noch zur Thür gelangten, gewahrte Lorenzo mit Bewunderung, daß Meister Ventura, wie einem jähen Entschlusse folgend, sich umwandte und an den lauten Tisch der anderen zurücktrat. Dort hob er die Hand zum Zeichen, daß er sprechen wolle.

Und in der Stille, die allsogleich eintrat, ertönte die tiefe, zu seltsam ironischer Ruhe gedämpfte Stimme des Dombaumeisters: „Vernehmt, ihr meine lieben Herren — ich bin der Mann, der den Dom vollendete, worin jene Affenkomödie sich zutrug. Ihr habt sie Kühnheit genannt? Ich wüßte ein besseres Wort hiefür. Ich empfehle euch, sie — Frechheit zu nennen. Geseignete Nacht, ihr Herren!“

Und ehe die anderen, die mit offenem Munde saßen, noch recht zur Befinnung gekommen waren, hatte Ventura und Lorenzo geruhigen Schrittes den Saal verlassen.

VI.

Magister Boncompagnos Beliebtheit wuchs indessen von Tag zu Tag. Der Mann besaß den Zauberschlüssel, dem alle Tore der Welt sich aufthun — er war unterhaltsam. Von seiner akademischen Würde schien er nicht viel zu halten; das Beifallsgelächter seiner Studenten schien ihm wichtiger. Inmitten der trockensten Lehrsätze seiner Rhetorik ließ er die Ausgeburten seines Witzes wie Frösche aus dem Schilf springen und fast von jeder seiner Vorlesungen

brachten die Studenten irgend eines seiner boshaft stacheligen Wortspiele heim, das rasch die Runde von Hörsal zu Hörsal machte und überall zündete.

Noch mehr jedoch als seine Kurzweiligkeit trug ein anderer Umstand ihm die Hörer in Massen zu: er hatte verkländen lassen, es genüge ihm, im Geiste selig zu sein, nach irdischen Gütern trage er wenig Begehr, daher er gern bereit sei, für arme Studenten unentgeltlich zu lesen, was gerade damals in den Zeiten hoher und ängstlich bewachter Kollegiengelder eine unerhörte Neuerung bedeutete. Man munkelte zwar, der wohlthätige Meister bestünde dabei nicht schlecht, diemeil ihm jeder der mittellosen Grathörer mindestens drei andere wohlbezahlende eintrug; doch war dies nur ein Gerede der Mißglünstigen, auf das nicht viel zu geben war.

Betisia erfuhr dies alles durch Professor Aldobrandinus, der aus alter Kollegialität, wie er vorgab, ihren kranken Vater besuchen kam. In Wirklichkeit erschien er, um sich Lust zu machen, denn er war zum Versten voll über die Schandthaten des „florentinischen Gauklers“, wie er Boncompagno unter anderem betitelte. Er verriet dabei die tieferen Gründe seiner Entrüstung nur allzu deutlich. Betisia belustigte sich darüber ganz unverhohlen, was ihr hin und wider einen mahnenden Blick des Vaters eintrug, der mit unendlicher Geduld den Redeschwall des einstigen Kollegen über sich ergehen ließ; brachte dieser doch willkommene Kunde aus jener Welt, der er, der Kranke, Sieche, einst mit Stolz und Freude angehört hatte, geschätzt und wahrhaft geliebt von Lehrern und Schülern, der einzige vielleicht, der auf dem heißen Boden der Schule zu Bologna niemals einen Feind besessen hatte.

Gerade dies aber war Betisia immer unverständlich gewesen, diese grenzenlose Güte ihres Vaters, und so innig nahe auch ihr Herz dem Herzen des Vaters stand — sie fühlte sich als Kampfnatur und konnte seine nieversiegende Nachsicht und Milde gegen jedermann nicht recht begreifen.

So auch zur Stunde nicht, da der ekle Aldobrandinus sich immer kläglich in den Angsten seiner Eifersucht und seines erbitterten Gemüthes entblöhte, der Vater aber mit freundlich verstehendem Lächeln den aufgeblähten Narren im Kreislauf aller Menschlichkeit bestehen ließ, als hätte das Leben auch diese traurige Sorte nicht ohne tiefere Absicht hervorgebracht.

Betisia aber war boshaft genug, dem Aldobrandinus von Zeit zu Zeit in sein Geschwäg hineinzulachen, worüber dieser sich fürchterlich ärgerte, was sie hinwieder nicht wenig ergöhte.

Und immer entschiedener reifte dabei der Entschluß in ihr, den Vorlesungen des unterhaltsamen Magisters in irgend einer Weise beizuwohnen, koste es, was es wolle.

Nun war dies aber nicht so leichtthin durchzuführen, das wußte sie. Nicht ihres Vaters wegen, der ihr noch niemals eine Bitte abgeschlagen hatte. Wohl aber, weil es damals einfach nicht Sitte war, daß ein junges, vornehmes Fräulein, ja irgend ein weibliches Wesen überhaupt, die hohe Schule zu Bologna besuche, außer — die Weisheit selbst, die man seltsamerweise weiblichen Geschlechtes sein ließ. Es war dies also damals gewissermaßen eine Angelegenheit der Männer untereinander und es hätte, das wußte Betisia

genau, kein geringes Aufsehen und Gespött in ganz Bologna bedeutet und auch mancherlei Gefahr für sie, wenn sie inmitten des damals gerade recht verwilderten und ungestümen Reigens der internationalen Studentenschaft als einziger weiblicher Kommilitone vom Himmel gefallen wäre.

Doch hätte sie nicht die schlaue Betisia Pellegrini sein dürfen, wenn sie da nicht bald einen Ausweg gefunden hätte.

Es fiel ihr nämlich ein, sie habe schon als ganz junges Mädchen mit besonderer Vorliebe Knabenkleider getragen und sich damit vergnügt, die jungen Leute ihrer Bekanntschaft nachzuahmen, was jedermann, der es sah, gar sehr belustigte. Sie war sogar in ihrer Geschicklichkeit so weit gegangen, mit Hilfe ihrer treuen Amme Philomena, die einer alten Barbierfamilie aus Pescarola entstammte und in solchen Künsten sehr bewandert war, die Masken ihrer männlichen Bekannten sich aufzuschminken, was ihr zumeist zur allgemeinen Verblüffung aufs erstaunlichste gelungen war.

Und nun erschien ihr plötzlich diese heitere, längst vergessene Kunst wie ein Fingerzeig des Schicksals: daß nun endlich all ihre Träume nach Wissen und höherer Betätigung, all ihre Sehnsucht nach geistigen Abenteuern in Erfüllung gehen könnten, indem sie sich sagte: Vermag ich als Studentin nicht auf die hohe Schule zu kommen, so kann ich's doch als Student?

Raum hatte sie dies bedacht, war ihr das Blut so ungestüm zum Herzen gedrungen, daß sie es im Zimmer nicht länger aushielt, den Strickrahmen mit einer flüchtigen Entschuldigung hinwarf und in die Küche hinauslief zur alten Philomena, mit der sie sich allsogleich in ein angelegentliches Geflüster vertiefte, das hin und wieder in ein fröhliches Gelächter überging.

Es wurde in dieser Stunde ein neues Studentlein geboren, das eine Jungfrau zur Mutter hatte und keinem Vater nachfragte. Lionetto wurde es zubenannt. Wie Pallas Athene dem Haupte des Zeus, entsprang es klirrend dem schalkhaften Köpfchen der Jungfrau Betisia Pellegrini.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Felde.

Von Robert Michel.

Uniformen.

Erst jetzt im Kriege wissen wir, wie ein Krieger aussieht; der Soldat, wie wir ihn im Frieden gekannt haben, sah ganz anders aus. Der Krieg hat diese Friedenssoldaten erst umformen müssen, er hat sie innerlich und äußerlich gewandelt und auch ihre Hülle, die Uniform, hat er nach seinem Sinne gestaltet, so daß der Krieger schon in seiner äußeren Erscheinung, verglichen mit dem Friedenssoldaten, so wirkt wie das Werk eines Künstlers neben dem Werke eines Dilettanten.

Im gegenwärtigen Kriege trachtet sich alles unsichtbar zu machen. Jede Armee hat sich schon im Frieden für eine Grundfarbe ihrer Felduniformen

entschieden. In Österreich-Ungarn sagte man sich nicht ganz von der Tradition los. Man wußte aus Erfahrung, wie vorteilhaft sich im Verhältnis zu den übrigen Waffengattungen die Jäger, Pioniere und österreichischen Landwehrmänner im Gelände dem Blick entziehen konnten. Man entschied sich daher für eine ähnliche Farbe, das Hechtgrau, die fast für alle Kriegsuniformen in Anwendung kam. Dieses Grau mit seiner Beimischung von Blau paßt sich in der Tat mancher Farbenzusammenstellung in der Natur überraschend an, so daß es seine Aufgabe der Mimicry oft glücklich löst, allerdings am glücklichsten im Gebirge und ganz besonders im Karst. Im Beginn des Krieges wurden viele Klagen laut, daß unser Hechtgrau der russischen Uniformfarbe, einem Gemisch von schmutzigem Braun und Grün, in der Fähigkeit, im Gelände auf einige Entfernung unsichtbar zu machen, weit nachstehe. Damals waren unsere Uniformen ganz neu und in der Natur herrschte die grüne Farbe vor. Seither hat sich vieles geändert und die Klagen über die Farbe der Uniform sind fast vollkommen verstummt. Denn nach längerer Benützung nehmen unsere Uniformen Färbungen an, die sich den Farben in der Natur viel leichter anschmiegen. In das Farbgemisch des Herbstes paßten sich trotzdem die russischen Uniformen noch immer leichter ein; aber als sich in das Landschaftsbild immer häufiger das Grau des Reifes und das Weiß des Schnees mengte, kam unser Hechtgrau allmählich zum Vorteil.

Die kriegsmäßige Uniform und Ausrüstung ist im Vergleiche von jener des Friedens recht verschieden; sie hat auch noch während des Krieges zahlreiche Veränderungen erfahren durch allerlei Neueinführungen, die teils vorgeschrieben, teils unter dem Zwange der Verhältnisse willkürlich vorgenommen wurden, so daß man gegenwärtig Schwierigkeiten hätte, wollte man einen Soldaten beschreiben, wie er der Vorschrift gemäß ausschauen soll. Das Hechtgrau war besonders im Anfang Trumpf. Diese Farbe bemächtigte sich sozusagen auch verschiedener Dinge, für die sie anfangs nicht bestimmt gewesen war: man traf da feldgrau gestrichene Ledergamaschen, feldgraue Säbelscheiden, Kartentaschen, Eßschalen, Knöpfe und Schnüre; und sonst noch über allerlei Gegenstände ergoß sich diese verbergende Farbe. Die Helme und Tschakos der Dragoner, Husaren und Ulanen wurden grau gestrichen oder bekamen graue Überzüge; und viele andere Dinge, die nicht gestrichen werden konnten, wurden in feldgraue Hüllen gesteckt. Sogar leichte Übermäntel in dieser Farbe wurden für jene Landsturmtruppen beschafft, die noch mit dunklen Mänteln ausgerüstet waren und doch nahe der Front verwendet wurden.

Der Krieger, wie man ihn jetzt an der Front sieht, bietet oft einen wundervollen Anblick. Der lange Krieg hat jede einzelne Uniform in besonderer Weise geknetet, gefärbt, geformt und in Falten gelegt. Eine Uniform, die durch Monate lang bei Tag und Nacht kaum jemals vom Leibe des Soldaten kommt, wird allmählich zu einem echten Abdruck der Persönlichkeit des Trägers. Würde man die Uniformen einer Kompagnie auf Gestelle anziehen, so müßte ein vertrautes, scharfes Auge genau erkennen: das ist der Maier, das der Huber, der Swoboda, der Better usw. Manche Uniformstücke nehmen ganz überraschende Formen an. Man sieht Rappen, die sich ganz eng an die Kopf-

form schmiegen, und wieder solche, die, durch allerhand Nebenverwendungen ausgedehnt, sich faltig in die Höhe türmen; manchen fällt die vordere Spitze mit der Rappenrose tief vornüber, daß sie den Schirm berührt, und manche legt sich wieder weit nach rückwärts. Diese Vielfältigkeit der Formen wurde dadurch erzeugt, daß der eine die Rappe auch beim Schlafen auf dem Kopfe behält, der andere sie als Kopfkissen unterlegt, daß einer sie zum Schöpfen von Wasser benützt hat, oder zum Tragen schwerer Patronen, daß sie dieser tief in die Stirn aufgesetzt zu tragen pflegt und jener zurückgeschoben in den Nacken, daß diese Rappe jedesmal nach dem Regen in Wind oder Sonne getrocknet ist, jene aber meist ans Lagerfeuer oder an den Schwarmosen hingehalten wurde. So bringen tausenderlei Einwirkungen das eigenartige Aussehen jedes einzelnen Uniformstückes zustande.

Ganz besonders mannigfaltig wird die äußere Erscheinung des Soldaten durch Änderung oder Tragart der Uniform und der Ausrüstungsstücke. Solche Modifikationen werden, sofern sie zweckmäßig und der Disziplin nicht abträglich sind, gerne geduldet. Da sieht man einen Infanteristen, den der Rucksack, seitwärts getragen, zu sehr auf die eine Schulter gedrückt hat, und er trägt ihn nun um den Hals gehängt, vorne, wie eine Schürze. Dort sieht man einen Reiter, der den Helm verloren hat und einstweilen eine Infanteriekappe aufgesetzt trägt. Da geht ein Infanterieoffizier im Angriff statt mit einem Säbel mit einer riesigen Schaufel bewaffnet vor; die ist beim Eingraben gut zu verwenden und beim Sturm wird sie ihm den Säbel ersetzen. Dort reitet ein Dragoner, der den Säbel nicht umgeschnallt trägt, sondern seitwärts am Sattel, dafür hat er sich ein Infanteriebajonett an den Karabiner befestigt, weil er einen Angriff zu Fuß aus dem Schützengraben mitgemacht hatte, bei dem er diese Waffe vermißte. Viele Offiziere tragen verschiedene Mannschaftsuniformstücke, um nicht als Führer erkannt zu werden. Solche willkürliche Variationen, unter dem Zwange des Krieges entstanden, kommen so vielfach vor, daß es gar nicht möglich wäre, sie alle festzuhalten.

Natürlich hat der Winter wieder ganz neue Erscheinungen gezeitigt. Die zwei Notwendigkeiten, sich der neuen Färbung anzupassen und sich vor der Kälte zu schützen, haben große Veränderungen im Aussehen des Kriegers bewirkt. Die Mimicry ist im Winter einfacher als je. Wenn ein Soldat einen weißen Schneemantel, wie sie jetzt in großer Menge in der Front verwendet werden, anzieht, so wird er im Gelände völlig unsichtbar. Solche weiße Leinenüberzüge werden daher in verschneiten Gebieten sehr gerne verwendet und man trifft sogar Batterien an, die ihre ganzen Geschütze mit Leinwandplachen verdecken, um auch gegen Fliegerversicht gedeckt zu sein. Skiabteilungen bedienen sich natürlich auch einer weißen Vermummung. Am mannigfaltigsten sind die Veränderungen, die das Bedürfnis, sich vor der Kälte zu schützen, verursacht hat. In dieser Hinsicht wird dem Soldaten die größtmögliche Freiheit gewährt; daher sieht man außer den zahlreichen „Kälteschutzmitteln“ der Heeresverwaltung noch die verschiedenartigsten warmen Hüllen, die sich die Soldaten aus eigenem beschafft haben. Der Kopf wird unter der Rappe in eine Schneehaube gehüllt oder in Schals oder Tücher. Die Füße und Beine werden in große Stiefel

gesteckt, in warme Stulpen, Salinas oder dicke Wollstutzen, oder sie werden gar von der Fußspitze an bis zum Knie in starke Wickler eingepackt. Da er unter dem Mantel vielfach warme Sachen angezogen hat, bekommt mancher Soldat das Aussehen, als wäre er ausgestopft. Pelzwerk, das für den Mann, der Märsche und Angriffe machen muß, zu schwer ist, wird hauptsächlich hinter der Front viel verwendet. Da sieht man bei den Soldaten, die in Wagenkolonnen oder zu Pferd ihren Dienst versehen, die verschiedenartigsten polnischen und russischen Pelze, von der kurzen, ärmellosen Jacke angefangen, bis zu dem langen, großen Wagenpelz, der die ganze Gestalt verhüllt.

Selbst die Verwendung feindlicher Uniformstücke kommt im Kriege vor. Natürlich ist aber darin nicht zu weit zu gehen, da sonst folgenschwere Verwechslungen entstehen könnten. Trotzdem findet man manchmal den braunen, russischen Mantel in unseren Trains und bis in die vorderste Linie trifft man etwa einen Infanteristen, der einen eroberten russischen Rucksack trägt, weil ihm dessen breite Gurten bequemer dünken, als die des eigenen. So entstehen ganz besonders durch die Mischung der eigenen Uniform mit feindlichen oder mit Gegenständen, die nicht der militärischen Equipierung angehören, oder der Uniform und Ausrüstung der einen Waffengattung mit jener einer anderen sehr überraschende Erscheinungen.

Pioniere.

Unsere Pioniere werden als wahre Meister des Brückenbaues aus dem Kriege heimkehren. Was diese Truppe bei den großen Vor- und Rückbewegungen unserer Armeen zu leisten hatte, übersteigt jede Vorstellung. Eine Armee, die ihre Front vor dem Feind zurücknimmt, vernichtet jeden einzelnen Wasserübergang zwischen sich und dem nachfolgenden Gegner, um dessen Vorrückung zu hemmen. Das bedeutet infolge der ungeheuren Ausdehnung der Armeefronten, schon bei jedem Stellungswechsel die Zerstörung von hunderten, ja tausenden von Brücken. Die vorrückende Armee hat dann die Aufgabe alle Flußübergänge wieder herzustellen oder sie durch Kriegsbrücken oder Notbrücken zu ersetzen. Der Hauptanteil an dieser Aufgabe fällt den Pionieren zu.

Während der großen Armeebewegungen im vorigen Herbst verrichtete die Pioniertruppe wahre Wunder. Als unsere Armeen anfangs Oktober aus ihren gedrängten Stellungen in Westgalizien gegen Przemyśl vorstießen, hatte es vorher viel geregnet. Die Straßen waren in einem elenden Zustand, alle Brücken von den Russen zerstört und jeder neue Brückenschlag war infolge Anschwellens der Flüsse sehr erschwert. Die Pionierkompanie des Hauptmanns Rarger hatte die Aufgabe, südlich von Debica, eine Kriegsbrücke über die Wisloka zu schlagen an Stelle einer zerstörten Holzbrücke, die eine wichtige Straße über diesen Fluß leitet. Gleichzeitig mußte diese Kompanie noch einige andere Brücken ausbessern und zwei neue Notbrücken herstellen, denn die Russen sollten rasch und in breiter Front verfolgt werden.

Es ist etwas Ehrwürdiges um unser Kriegsbrückenmaterial. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist dieses System vom Pionierobersten Birago aufgestellt worden, in seiner Einfachheit und vielfältigen Verwendbarkeit eine

wahrhaft geniale Erfindung. Seither hat es sich in mehreren Feldzügen trefflich bewährt und immer wird es unverändert beibehalten. Man bedenke nur, was das gerade in unserer Epoche bedeutet, in der die Technik auf allen verwandten Gebieten die größten Fortschritte gemacht hat. Aber es ist nicht blinder Konservatismus und nicht bedachtame Sparsamkeit, die dem System den langen Bestand sichert. Vielmehr wurden mittlerweile zahlreiche Konstruktionen, besonders solche mit Eisenmaterial, erprobt, aber keine verdrängte das alte Biragosystem. Ja, es wird sogar von anderen Staaten nachgeahmt.

Hauptmann Rarger war es dank dem Umstand, daß er dem Gedränge der Trains entkommen war, trotz der schlechten Wegverhältnisse gelungen, seine Kriegsbrückenequipage rechtzeitig an den Fluß zu bringen. Die Vorarbeiten für den Brückenschlag waren beendet, die Arbeitspartien abgeteilt und gleich wurde mit dem Legen der Landschwelle begonnen. Die Pioniere schlugen mit den großen Schlägeln die Pflöcke neben der Landschwelle in die Erde. Vom Hauptmann angespornt, ließen sie es nicht genügen an dem kraftvollen Ausschwingen des großen Holzhammers; jedesmal verstärkten sie das Niederfallen des Schlägels mit einem eigentümlichen krampfhaften Niederzucken des Oberkörpers über dem Gürtel. Dieses Zucken, das die Kraft des Schlages über das Naturgemäße hinaus steigerte, mutete irgendwie an, als wäre es für unsere Zeit bezeichnend, in der man sich nicht mehr begnügen will, die Kräfte in jener Harmonie auswirken zu lassen, die jeder wirkenden Kraft innewohnt, sondern trachtet, jedwede Kraftäußerung durch raffinierte Anspannung über die Grenzen ihres natürlichen Maßes zu treiben.

Bald war der erste Stützpunkt im Wasser durch das Aufstellen eines Bockes gewonnen und schon wurden stromaufwärts aus Pontons die weiteren Stützpunkte — schwimmende Unterlagen — zusammengestellt. Der Fluß besorgte selbst ihre Beförderung in die Brückenlinie; die Pioniere hatten nur rechtzeitig den Anker fallen zu lassen und mittels des Ankerseiles die Stellung der Pontons zu regeln. Das Legen der Tragbalken und die dichte Überbrückung mit den Pfosten geschah von Stützpunkt zu Stützpunkt mit einer Geschwindigkeit und Geschicklichkeit, wie sie von den gewandtesten Tieren kaum zu überbieten ginge, es wäre denn von menschengroßen Ameisen. Die Kriegsbrücke war, da die Arbeit nicht vom Feinde gestört wurde, in ganz kurzer Zeit fertiggestellt.

Weniger günstig verlief ein Brückenschlag am rechten Flügel, wo Leutnant Rüpper mit einer Abteilung, von der Kriegsbrücke einige Kilometer flussauf entfernt, eine Notbrücke als Infanterieübergang bauen sollte. Das Ufer feindwärts war ziemlich steil und nur auf einige Entfernung übersichtlich, da fast die ganzen Gebiete ostwärts bewaldet sind. Leutnant Rüpper mußte daher einige Mann seiner Abteilung als Wache bestimmen, um sich keiner Überumpfung durch den Gegner auszusetzen. Allerdings war das Vorterrain schon von der vorgeschickten Kavallerie durchstreift, weshalb eine Störung durch den Feind kaum wahrscheinlich war. Die Wache nahm auf etwa hundert Schritte waldwärts ihre Aufstellung und die übrige Mannschaft legte die Gewehre und die Rüstung ab und schickte sich an zur Arbeit. Da kein Baumaterial

vorhanden war, mußte es erst beschafft werden. Es wurden in der Nähe einige junge Birken geschlagen und zurechtgezimmert und ein Teil der Mannschaft trachtete aus dem nächsten Dorf flußauf, das schon von unserer Infanterie besetzt war, einige Balken und Bretter aufzutreiben. Sie warfen etliche verwendbare Stücke ins Wasser und liefen nebenher bis zu der Stelle, wo die Brücke errichtet werden sollte. Dort wurde das Bauholz von zwei Pionieren, die sich mittlerweile ausgezogen hatten, aufgefangen. Das Wasser war zwar sehr kalt, aber trotzdem zogen sich auch noch einige andere Pioniere nackt aus, um den Bau zu beschleunigen.

Die Arbeit ging tatsächlich deshalb, weil einige im Wasser selbst arbeiteten, sehr flink von statten. Seit langer Zeit brach endlich wieder einmal die Sonne durch die Wolken und beleuchtete voll dieses schöne Schauspiel des Brückenschlages. Das wundervolle Spiel der hartarbeitenden entblößten jungen Körper im Gegensatz zu dem festen Gebälke, das sie zusammenfügten, und dem lebendigen zerfließenden Wasser und das Ganze im Rahmen der herbstlichen Landschaft mit dem Sonnenschein und mit grauen Wolkensegen auf dem Himmel, das wäre für das Auge eines Künstlers ein überaus genureicher Anblick gewesen. Aber niemand war da, der sich dieses Bildes erfreut hätte; die Soldaten selbst nahmen sich kaum die Zeit, einmal von der Arbeit auszublicken. Doch, jemand war da, der zuschaute. Oben, über dem steilen Ufer, neben einem Weidenstrunk waren zwei junge Bäuerinnen aufgetaucht und schauten nun mit großen verwunderten Augen den arbeitenden nackten Männern zu. Sie standen so ruhig wie der Weidenstamm selbst und kein einziger der Pioniere wurde ihrer gewahr. Nur Leutnant Rüpper hatte sie bemerkt und da war ihm der Gedanke durch den Kopf gegangen, daß die Bäuerinnen dem Feinde durch Zeichen den Brückenschlag verraten könnten und daß er sie überwachen müsse. Aber im nächsten Augenblick hatte er im Drang der Arbeit auf sie wieder vergessen und achtete ihrer nicht mehr.

Die jungen Bäuerinnen schauten weiter reglos zu und hatten nichts anderes im Sinne. Sie waren also unschuldig daran, daß der Brückenschlag plötzlich doch vom Feinde gestört wurde. Aus dem Walde war eine Sotnie Kosaken hervorgebrochen und hatte die Wache überrannt. Als Leutnant Rüpper die Schüsse der Wache vernommen hatte, befahl er sofort: „Gewehre ergreifen! Mir nach!“ Dann stürzte er sich ins Wasser, um das jenseitige Ufer zu erreichen. Die Nackten waren die Ersten hinter ihm her und erklimmen mit schußbereiten Gewehren rasch die steile Uferböschung. An ihnen vorüber, zum Fluß hinab, stürzten sich die jungen Bäuerinnen. Die eine war von einer Kosakenkugel tödlich getroffen und umklammerte rettungsuchend den Arm der anderen. So stolperten und rollten sie vom Entsetzen getrieben dem Wasser zu. Beide fielen in die Gluten und die Getroffene versank sofort. Die andere schien im Wasser zu stehen, tatsächlich aber hielten sie die Rösche, die sich im Rade um sie ausgebreitet hatten, über Wasser. So trieb sie wie eine vollgeöffnete losgerissene Wasserblume flußab. Sie rang die Hände und griff mit ihnen nach Hilfe ins Leere und vielleicht schrie sie auch, aber niemand beachtete sie; und einige Augenblicke später war auch sie versunken.

Wenn es gelingt den Feind zu überraschen, ist das Spiel halb gewonnen. Die Pioniere waren von den Kosaken überrascht worden, und trotzdem wendete sich alsbald alles zu ihrem Vorteil; denn weit mehr überrascht waren die Kosaken selbst. Als die Nackten über dem Flußufer auftauchten und auf sie zu feuern begannen, glaubten die Russen, es gehe nicht mit rechten Dingen zu und sie hätten keine Soldaten, sondern bewaffnete Geister gegen sich. Die ganze Sotnie machte kehrt und floh entsetzt dem Walde zu. Die Pioniere schossen noch eifrig in die Fliehenden und kaum der Hälfte der Kosaken gelang es, im Walde zu entkommen.

Feuilleton.

Von deutschen Edelfrauen und ihren Büchern.

Ein Gespräch. Von L. Andro.

Wenn Herbert, der selbstuntauglich war, von seinem Dienst nach Hause kam, fand er seinen Freund Lelio stets auf dem Sofa liegend und von Büchern umgeben, die er mit dem gesunden rechten Arm — der linke, von Schrapnellsplittern beschädigte, stak in Gips — ganz geschickt handhabte.

„Unbegreiflich, daß du jetzt lesen kannst!“ sagte Herbert mißbilligend. „Wenn man in solch ungeheurem Erleben d'rin steckt, kann man für Zweckloses, Längstvergangenes doch keinen Sinn haben.“

„Eben weil ich viel tiefer d'rin stak, wie du, kann ich's,“ sagte Lelio. „Du beziehst deine Erlebnisse aus der Zeitung — ich bin mitten d'rin gewesen. Du kannst dir gar nicht vorstellen, was für ein Gefühl es ist, ein Buch vorzunehmen, das ich in der Stunde weglegte, als ich von dem serbischen Ultimatum hörte. Weißt du es noch? Wir saßen mitten am See, in deinem kleinen Kahn, da sahen wir die alte Postbotin eiligst herankommen. Zu meiner Schande gestehe ich, ich wollte nicht zurück und lieber weiter lesen in dem kleinen Schiff von Morgensonne überglänzt, von sanften Wellen umplätschert — aber du bestandest auf dem Heimrudern und damit war der Sommer zu Ende und die Welt hatte ein anderes Gesicht. Acht Tage d'rauf war ich in Semlin.“

„Meiner Seel', ich glaube, du hättest vorher lieber noch dein Buch zu Ende gelesen,“ sagte Herbert geärgert.

„Kann sein. Aber jedenfalls habe ich monatelang d'ran vergessen. Als ich nun heimkam, blutig, erschöpft, im Innersten erschüttert von entsetzlichen Dingen, die ich

gesehen — und nun die Bücher so in deinem Schrank wiederfand, wie wir sie verpackt hatten, da konnte ich nicht widerstehen und zog sie wieder hervor.“

„Wenn es noch aktuelle Lektüre wäre!“

„Mein Lieber, was an Aktualität bis jetzt hervorgebracht wurde, ist untermittelmäßig, wenn ich das wunderschöne ‚Österreichische Reiterlied‘ ausnehme. Da halte ich mich schon lieber an das Gute vor dem Kriege. Übrigens hat es seinen Reiz: es stammt ausschließlich von Frauen, und zwar von solchen, die selbst nicht ‚politisch‘, doch zur Politik ihrer Zeit irgendwie in Beziehungen standen. Da ist ein entzückendes Buch über Ägypten. Wer würde heut nicht gern von Ägypten lesen? Ist es nicht ein unendlich ferneres Märchenland, als einst, wo man, das nötige Kleingeld vorausgesetzt, nur ein Dampfschiff zu besteigen brauchte, um wenige Tage später der Sphinx zu Füßen zu liegen? Mit dieser Dame allerdings fuhr ich auf ihrer weißen Yacht dahin. Sie sah nur Dinge, die andere schon vor ihr gesehen hatten, aber sie sah sie so, daß sie entzückend neu und seltsam erschienen. Übrigens war sie die Frau des letzten deutschen Gesandten in England. Auch das gab es einst! Ist das nicht seltsam?“

„Ach, du meinst die Fürstin Richnowski“, sagte Herbert. „In der Tat, von ihrem Buch — heißt es nicht ‚Von Göttern, Königen und Tieren im alten Ägypten‘? — hab ich schon gehört. Ich las es aber nicht, weil ich den Dilettantismus vornehmer Damen nicht liebe.“

„Des ist kein Dilettantismus!“ rief Lelio feurig. „Welch wundervolle ganz französische Liebe zur Kreatur steckt darin, welch echter Natursinn, aber auch welch tüchtiges Wissen! Wie fein sind die Silberstiftzeichnungen von ihrer Hand, die sie als Illustrationsmaterial beigibt, und wenn sie

erzählt, daß sie einmal in einem Garten in Kairo mitten in der Nacht ein Klavier fand und die Appassionata darauf spielte, glaubt man es ihr aufs Wort, daß sie damit an Herzen rührte.“

„Nun, dieser Krieg hat uns die deutsche Frau achten gelehrt“, sagte Herbert etwas mürrisch. „Der deutschen Edel dame wollen wir darum kein besonderes Plätzchen einräumen.“

„Das ist auch gar nicht nötig“, sagte Lelio. „Es ist aber darum doch interessant, dem Typus nachzugehen, wie er gerade unmittelbar vor dem Kriege in der Literatur auftauchte. Die Bedingungen für seine Entwicklung waren die günstigsten. Jene Frauen hatten nämlich — das klingt paradox — auf den Landgütern, auf denen sie aufwuchsen, meist nur Gouvernanten, deren Lehren sie in den Wind schlugen. Das ist sehr wichtig. All diese kleinen Edelfräulein waren keine gebildeten Stadt- und Lyzealmädchen, sie hatten etwas von Bauernkindern und auch deren wundervolles Verhältnis zur Natur, das sie auch später nie verließ. Alle Botschafterposten der Welt konnten dann nichts mehr daran ändern. Da ist noch eine andere, die prächtige Marie v. Bunsen, auch ein Diplomaten sprößling, die ganz allein im Ruderboot durch Deutschland fährt, auf Havel, Werra und Weser, Flüssen, die die meisten nur aus der Geographiestunde kennen, deren einziger und guter Umgang wochenlang nur Schiffer und Schleusenmeister sind, die der Sonnenglut trost, im Boote nächtigt.“

„Bitte, wozu?“ fragte Herbert.

„Um ihr Vaterland kennen zu lernen“, sagte Lelio. „Das wird erst jetzt modern werden. Vor dem Kriege, wo einem noch die ganze Welt offen stand, galt das nicht so viel. Sie zeigt uns Gegenden, die als langweilig verschrien sind und lehrt uns die Reize der Mark Schlesiens kennen, über die man gewöhnt war, die Achseln zu zucken. Einer muß immer der erste sein, solche Dinge aufzufinden. Es erscheint uns heute sonderbar, daß das Altertum Gebirge häßlich fand, ja, daß die Schweiz vor einigen hundert Jahren als unschönes, unsympathisches Land galt. Wie kurz ist es her, daß man Sümpfe mißachtete, bis die Dachauer und Wörpsweder Malerkolonien kamen und die wundervollen Spiegelungen von Licht und Lust um die moorige Erde zeigten! So erschließen uns die tapferen Hände des Fräuleins v. Bunsen vielleicht eine neue Welt.“

„Sie wird also Botschafterin einer neuen Schönheit“, sagte Herbert etwas spöttisch. „Botschafterinnen sind ja überhaupt sehr fleißig. Da ist doch noch die Baronin Henking auch ein Beispiel für deine Theorie

von der in der Freiheit aufgewachsenen Edel Frau.“

„Elisabeth von Henking ist eigentlich ein anderer Typus. Es ist mehr ‚Literatur‘ in ihr, sie steckt ja auch durch Tradition tiefer darin. Eine Großnichte von Bettina von Arnim, somit Urgroßnichte jener schönen schwarzgeäugten Maximiliane Brentano, die mehr noch als Lotte Kestner das Urbild für Goethes Lotte wurde — der Stammbaum reicht also bis zu Maximilianens Mutter, der berühmten Sophie la Roche, Wielands Freundin.“

„Eine hübsche Generation von Blaustrümpfen“, sagte Herbert ungalant.

„Schilt nur nicht. Die Henking hatte das Glück, mit einem Fanzarenstoß zu debütieren. So fein und still die Briefe die ihn nicht erreichten sind, sie fielen in eine politisch bewegte Zeit hinein, in der das unergündliche alte China sich anschickte zu sterben. Dazu kam noch die spannende Anonymität, die vermuten ließ, daß diese Briefe ‚echt‘ waren. Dies sie heute einmal wieder. Man sollte überhaupt ‚Bücher der Saison‘ nach ein paar Jahren wieder lesen. Du wirst finden — auch wenn du ganz davon absiehst, wie wir unser Verhältnis zu China unter den letzten Eindrücken revidieren mußten — daß das eigentlich ‚Politische‘ an diesem Buche, das damals so großes Aufsehen machte, auf der Höhe von Zeitungsnotizen steht, daß aber in dem ‚Menschlichen‘ sein eigentlicher, wenn auch rasch verblakter Reiz liegt. Der Mangel an Gestaltungs- und Erfindungskraft, der erst in den späteren Büchern offenbar werden sollte, zeigt sich hier schon leise an. Aber die Henking hat noch eine Schwester, die nicht ganz so berühmt ist wie sie, aber um einiges geistreicher, unberechenbarer, kapriziöser: Irene Forbes-Mosse heißt sie. Dieser danken wir ein paar entzückende Stücke, wie die Novelle ‚Glück in Dornen‘, meist von ganz bunter Art, aneinander gereichte Einfälle, Betrachtungen, Erinnerungen. Den Gang zur Formlosigkeit — wer denkt da nicht an die Bettina! — hat sie mit ihrer ernsthafteren, gründlicheren Schwester gemein, nur daß diese ihn zu bekämpfen strebt, während die Bücher der Forbes-Mosse an die Perlen schnüre von Murano gemahnen, die dort von braunen Kinderhänden aneinandergereicht werden: schöne Glasperlen wechseln mit ein wenig beschädigten, aber glühern tun sie alle.“

„Dilettantismus — ich sagte es ja“, versetzte Herbert. „Übrigens findest du ihn sogar bei der genialsten Persönlichkeit unter den deutschen Edel Frauen: bei Annette von Droste-Hülshoff, die auch die Hälfte ihrer

Sachen nicht zu Ende brachte, und zwar gerade immer die, die am schönsten begonnen waren. Das ernste, bürgerliche Arbeitenmüssen — das fehlt. In die moderne Literatur sind diese ganz persönlichen Bücher übrigens durch eine englische Aristokratin wieder eingeführt worden. Erinnerst du dich an „Elisabeth und ihr deutscher Garten“, ein Buch, das wunderbar hübsch war und das von einer geborenen Engländerin stammte, die dann einen deutschen Grafen Arnim geheiratet hat? Daß sie sich jetzt während des Krieges zurückzuziehen ließ, verschlägt nichts an der Anerkennung, die man diesem Buch zollen muß. Aber es blieb bei dem einen. Was dann kam, war schwach — auch diese deutsch-englische Frau konnte bei aller Kultur nichts anderes geben, als einen Ausschnitt des eigenen Lebens. Darüber hinaus kam sie nie.“

„Auch deine Ebner-Gschenbach hat ihr Bestes nicht in ihren Novellen, sondern in ihren Aphorismen gegeben“, versetzte Herbert. „Vergiß nicht, wie neu den Frauen — und

gar diesen sorgfältig abgeschlossenen Frauen — ihre Freiheit noch ist! Wie lange ist es her, daß das vierzigjährige Fräulein v. Droste ihre Mutter und ihre ganze Familie um die Erlaubnis zur Herausgabe ihrer Gedichte ansehn mußte! Da ist es kein Wunder, wenn diese Frauen nur sich selbst sehen und ihr Verhältnis zur neu erschlossenen Welt. Vergiß nicht, daß dies alles vor dem Kriege war — und laß mich meinen klugen, feinen, geistreichen und ein wenig selbstischen Edel Frauen folgen — denn heute dienen sie wohl in Hospitälern demütig der Menschheit und ihre unbekümmerte Anmut hat sich zu ernstester Arbeitslust gewandelt, die man in ihren nächsten Werken spüren wird. Hoffen wir, daß sie dabei nur gewinnen und nichts verlieren.“

Und Lelio vertiefte sich wieder in sein Buch, während Herbert mit einem Lächeln seiner Bibliothek einen Band für sich entnahm, auch ein Frauenbuch: die geistlichen Komödien der alten Nonne Roswitha von Gaudersheim.

Rundschau.

Der erste Übergang über die Karpathen.

Es war anfangs Oktober, als die Russen bereits durch Infanterie über die Karpathenkämme zurückgedrängt waren und unsere Kavalleriedivision zur Verfolgung aus Ungarn nachgesendet wurde. Wir überschritten den Ujzokpaß bei schrecklichem Schneesturm, überall von Trains und Artilleriekolonnen gehindert, die vor uns die Höhe erreicht und damit einen Beweis vorzüglicher Leistungen erbracht hatten. Wegen der großen Kälte und unserer meistens noch nicht für den Winter beschlagenen Pferde mußten wir den Weg zu Fuß zurücklegen, das Roß am Zügel führend. In einem elenden Dorfwirtshaus an der Straße fanden wir das Hauptquartier des Korpskommandanten T. in voller Tätigkeit. Die Operationskanzlei, voll Rauch aus dem qualmenden Ofen, war erfüllt von eifrig schreibenden, telephonierenden Generalstabs-offizieren. In einem anderen Zimmer haufte die Referenten und Ordonanzoffiziere. Im dritten Raum war das Nachtquartier des Korpskommandanten auf dem feuchten Lehmfußboden vorbereitet. Er war dort mit seinem Adjutanten und Generalstabschef schon seit Tagen, ohne Luft und Licht untergebracht.

Hier gab es für uns Schinkenjemmern und Tee und dann zogen wir weiter. Überall lagen Leichname von toten Pferden der Russen umher, daran zu erkennen, daß die Hinterfüße nicht beschlagen waren. Sie waren alle mit dem Kopf gegen Ungarn gewendet,

damit es aussehe, als ob die Russen im Vormarsch begriffen seien. An den Spuren im Schnee aber bemerkte man, wie die Kadaver zur Täuschung umgewendet waren. Von Zeit zu Zeit tauchten auf den Höhenlinien, um die gekämpft worden war, die Kreuze der russischen Massengräber auf, mit Inschriften versehen, von grünen Ranken umzogen, die Freundesliebe dem spätherbstlichen Walde entnahm. Unsere Sanitätstruppe war noch an der Arbeit, die letzten Toten zu bergen. Auf einem Seitenwege erreichten wir gegen Nachmittag, die Pferde in dem Schneekrei bis zu den Knien einsinkend, unseren Nächtigungsort, ein ruthenisches Dorf, Butelka. So armselig diese Holzhütten waren, so arm die Bevölkerung schien, so prächtig war die offenbar mit russischem Golde erbaute Kirche. Eine Tatsache, die wir übrigens später noch an vielen Orten feststellen konnten. Bei einem ganz verelendeten Bauer kehrte ich ein. Er erzählte mir, daß nur zwei Kosaken im Dorf erschienen wären, die es aber fertig brachten, das ganze Dorf auszurauben, Kontribution einzuhoben und ein zehnjähriges Mädchen vor den Augen der Eltern zu schänden.

In seinem Zimmer fanden sich nebst Heiligenbildern auch das Bild unseres Kaisers, seiner Familie und das des ermordeten Erzherzogs Thronfolger. Aus einem Verstecke holte dieser verängstigte Bauer für uns Offiziere sein letztes Hab und Gut, ein paar Eier. Mein Wachtmeister fand eine Wohnung

für mich bei einem russophilen Lehrer, der samt seiner Frau verhaftet worden war. Die Beweise seiner Schuld lagen in den Zimmern verstreut. Unsichtskarten aus Serbien und Rußland und eine große Landkarte der Umgebung von Turka, die der Schelm selbst verfertigt hatte.

Am nächsten Tage marschierten wir frühmorgens im Schnee weiter und fanden auf der Straße mehrere Landsturmtreins, die uns mit Konserven versorgten, und die Ukrainer-Freiwilligen, die im Chöre schwermütige ruthenische Volkslieder sangen. Es klang herrlich in der reinen Morgenluft! Weiter ging's, durch eine wildromantische Karpathengegend, in ein Dorf tief drunten im Tale, wo die Russen zwei Nächte vorher von unseren Truppen überfallen und viele Gefangene gemacht worden waren. Die Bahnlinie fanden wir von den Russen zerstört, aber mit so wenig Verständnis, daß sie bald wieder instand gesetzt werden konnte. Zum Beispiel war bei einer Eisenbahnbrücke nur das Gelände beschädigt. In dem seither berühmt gewordenen Städtchen Turka hatten die Russen bei ihrem Hin- und Rückmarsch gründlich gehaust. Es war kein Haus mehr unversehrt, alles verbrannt und ausgeraubt, wobei die einheimischen Bauern dem Feinde hilfsreiche Hand boten. Ein Kosakenoffizier war in Bauernkleidung zurückgeblieben, bei einem Juden versteckt. Er wurde als Spion ergriffen und gehängt, ebenso der hehlende Jude und seine Tochter. In einem Neste seitwärts der Straße fand ein Offizier, der Ordnung machen sollte, bei den Bauern die kostbarsten geraubten Gegenstände, so eine seidene Daunendecke, Möbel, Schmuckfachen 2c. 2c. In Turka hatten wir selbst die Bahnbrücke so gründlich zerstört, daß die Russen sie nicht herstellen konnten, was uns nach Besichtigung mit dem im Frieden vorbereiteten Material leicht gelang. Als wir die Infanterievorposten nach Turka passiert hatten, waren wir am Feinde, der bis jetzt stets 24 Stunden Vorsprung gehabt hatte. Es war dies eine Kosakendivision mit Artillerie. Die Pferde hatten nach Aussage der Bevölkerung schon sehr gelitten und namentlich die Artillerie war mit Bauernpferden der Gegend bespannt. Der Kommandant fuhr in einem Wagen, den er in Tarnopol erbeutet hatte.

Jetzt fanden wir schon allüberall auf dem Wege in den Ortschaften versprengte russische Infanteristen, die sich gern gefangen gaben. Schrapnellhülsen der letzten Gefechte deckten den Boden.

Am nächsten Tag trafen wir unsere Schwesterdivision P., die gegen Staremiasto

vorrücken sollte und wie wir später hörten, dort einen zwar verlustreichen, aber glücklichen Angriff zu Fuß auf verschanzte Infanterie ausführte.

Wir nächtigten in Turze in einem Meierhof, der von den Russen total zerstört und ausgeraubt war, kaum daß sich noch Heu für die Pferde vorfand. Dort wurden wir von einem alten Herrn liebevoll aufgenommen, der uns über die Tätigkeit der Russen und sein Leben viel Interessantes erzählte. Er wohnte mit drei Greisinnen im Hause und teilte das Letzte, was er hatte, Suppe, Gulasch, Butterbrot und Tee mit uns. Wir wollten zwar verzichten, aber er nötigte uns mit echt polnischer Gastfreundschaft, seine Gaben anzunehmen. Der Mann war trotz seiner vierundachtzig Jahre noch sehr rüstig und frisch. Sieben Jahre lebte unser Hausherr in England und Australien als Emigrant und kehrte erst nach der Amnestie in sein Vaterland zurück. Jetzt ist dieser einstige Feind ein begeisterter Verehrer Österreichs. Die alten Damen waren noch voller Schrecken über die täglichen Kosakenbesuche, die das ganze Haus in Aufruhr brachten. Diese Blüte russischer Ritterschaft stahl und zerstörte alles. Bis zu Fünfundzwanzig waren oft im Hause und nur mit Mühe gelang es, einige Lebensmittel vor ihnen zu verbergen und auch eine Schachtel mit wertvollen Erinnerungen, Ringen und Legionsabzeichen, die der Hausherr immer bei sich trug. Eines Morgens aber schlief er, von den vielen Schrecken ermüdet, am Feuer ein, als ein Kosakenoffizier gerade Nachsuche hielt. Dieser fand die Schachtel unter Papieren im Schreibtisch und steckte sie kaltblütig ein. Die alten Leute wußten nicht, wie sie sich in Zukunft nähren sollten. Wir gaben ihnen in der Früh Kaffee aus unserer Fahrküche, die in der Nacht angekommen war. Mehr hatten wir selbst nicht.

Des Morgens marschierten wir auf einem schrecklichen Prügelwege weiter, auf den uns unser Hausherr aufmerksam gemacht hatte. Schritt für Schritt nur kamen wir vorwärts, manche flogen kopfüber in den Schlamm, in das reinste Schokoladepad. Die Brücke über einen Fluß war von den Russen abgebrochen worden, aber wir kamen knapp daneben durch eine steinige Furt hinüber, ebenso die Artillerie. Vor uns waren zwei Eskadronen Ulanen im Aufklärungsdienst vorgeschoben. Und in der Gegend von Smolna kam uns der Generalstabshauptmann der Division entgegen, der uns als Vorhut über die Situation orientierte. Wir hatten schon früher Gewehrfeuer gehört. Die Russen hatten eine vorzügliche Verteidigungsstelle inne und wirkten mit Maschinengewehren auf eine Brücke

deren Überschreiten daher ohne Verluste unmöglich war. Die Ulanen hatten, ohne es zu wissen, mit den Russen in einem Dorf genächtigt und waren schon am Morgen angegriffen worden, knapp nachdem sie sich in Bewegung gesetzt hatten. Sie befanden sich im Feuergefecht mit dem Gegner, der aus unsichtbaren Deckungen schoß. Bei der Kirche wurden wir zum Abziehen befohlen und sollten unsere Pferde zwei Tage nicht wiedersehen. Wir mußten den Ulanen zu Hilfe kommen und nun gings zu Fuß über steile schneebedeckte Höhen gegen den Feind. Eine Eskadron rechts und wir links. Es kam die Meldung, daß die Russen ein Wäldchen besetzt und eine Patrouille von uns angeschossen hätten, wobei ein Mann verwundet wurde. Die Steigung des Weges betrug relativ 300 Meter und wir waten im knietiefen Schnee, der uns Zeit und Atem raubte. Vom Feind war nichts zu sehen, nur Infanterie- und Maschinengewehrfeuer war hörbar. So defilerte ich, der Eskadron vorausgehend, im feindlichen Feuer ohne Schutz, ohne Deckung, ohne imstande zu sein, das Feuer zu erwidern. Ich entsendete noch zwei Züge auf die nächste flankierende Höhe, was abermals viel Zeit in Anspruch nahm, aber seine Wirkung nicht verfehlte, indem uns die Russen sofort ihre vordere Stellung räumten. Von dort aus entdeckten wir auch die bisher unsichtbare Maschinengewehrabteilung in einem Wäldchen. Sie hatte unseren Divisionsstab, wenn auch wirkungslos, beschossen und jedes Vorrücken auf der Straße unmöglich gemacht. Leider war ihr auch ein Oberleutnant unserer eigenen Maschinengewehrabteilung zum Opfer gefallen. Auf die erste Salve unseres Zuges gegen die Maschinengewehrabteilung erschienen wie durch Zauber die versteckten Pferde und die Russen entflohen auf der Straße ins nächste Dorf, im Rücken von uns erfolgreich beschossen. Eine andere feindliche Maschinengewehrabteilung, die auf uns vorrücken wollte, um ihre Truppe zu verstärken, machte Halt und begann auf uns zu feuern, jedoch wirkungslos. Wir verloren überhaupt bei dem ganzen Gefecht keinen Mann. Aber gegen Abend begannen russische Kanonen Feuer zu speien, die ganze Gegend bestreudend. Wir fürchteten schon für unsere Handpferde, die wir aber wohlbehalten wiederfanden. Ich hatte beobachtet, daß sich die Russen auf eine rückwärtige Stellung zurückzogen, wo sie sich einzugraben begannen. Um der Division das Vorrücken am nächsten Tage zu erleichtern und meinen Leuten den doppelten Weg zu sparen, entschloß ich mich, dem Feind noch näher zu Leibe zu gehen und die Nacht im Walde zu verbringen. Ich

hatte bereits Leute um Munitionsnachschub geschickt, die auch mit erfüllttem Auftrag eingetroffen waren, und setzte den Marsch, im Walde gedeckt, bis zur Dunkelheit fort. Dann entzündeten wir ein Feuer hinter einer Höhe verborgen, um uns zu wärmen und Schnee zu Trinkwasser zu schmelzen. Bei dem durchnähten Holz war es keine leichte Arbeit. Zu essen hatten wir nichts, da unsere Verpflegung auf den Pferden geblieben war und die Hoffnung, Kartoffelfelder zu finden, sich nicht erfüllt hatte. Es war eine lange, endlose Nacht — Totenstille überall, nur die Dragoner flüsterten miteinander. Wir hatten alle das Gefühl, von unsichtbaren Feinden umgeben zu sein, deren Stärke wir nicht kannten. Es war wie ein böser Traum. Allerlei traurige Gedanken huschten durch den Kopf, der sich bemühen mußte, wach zu bleiben, trotz 24stündigen Fastens und großer Übermüdung. Gegen vier Uhr früh begann es leise zu regnen, und als der Tag zwei Stunden später dämmerte, setzten wir uns gegen Norden in Bewegung mit der Absicht, die in einer Ortschaft vermuteten feindlichen Trains zu überfallen. Wir kamen aus dem Walde heraus auf ein Tal zu, aber undurchdringlicher Nebel hinderte jede Aussicht. Man hörte Schreien und Anstreiben der Pferde; die wiederholten Versuche diese Fuhrwerke zu sichten, blieben aber erfolglos; es scheint uns nur das Echo in den Bergen genarrt zu haben, da der Train noch weit entfernt war.

Wir machten kehrt und setzten uns gegen die tags vorher beobachtete Stellung der Russen in Bewegung. Der Nebel wurde immer dichter und auch der Regen verhinderte jede Aussicht. Doch wollten wir ein Vorrücken der Division abwarten, um uns durch eventuelles Gewehrfeuer orientieren und eingreifen zu können. Nachdem jedoch längere Zeit nichts zu hören war, entschloß ich mich, gegen das von den Russen besetzte Dorf Zalokiec vorzugehen, um dort etwas in Erfahrung zu bringen. Durch mein Glas sah ich 24 Kanonen auf einem Parkplatz bei der Kirche. Der ganze Ort war von Kosaken und Tscherkeffen besetzt. Eine ausgesendete Patrouille ergriff einen ruthenischen Bauer, der über Befragten folgendes aussagte: Der Ort ist von circa 1000 Kosaken belegt, auch Artillerie ist vorhanden. Was noch in der Umgebung sei, könne er nicht sagen, da die Russen verlaublich hätten, daß sie jeden erschließen, der das Dorf verläßt. Der Bauer wurde nun lange Zeit mitgenommen, um uns nicht zu verraten. Da sich nur ganz schwaches Gewehrfeuer hören ließ, wollte ich endlich zur Division einrücken. Es folgte ein sehr beschwerlicher sechsstündiger Marsch; über

steile Hänge rutschend, durch Unterholz und Abgründe kriechend, bergauf, bergab, sogar durchs Wasser; so kamen wir endlich aus dem Wald heraus gegen eine freie Höhe und sahen auf dem jenseitigen Hang im Nebel eine größere Infanterietruppe, deren Uniform nicht zu erkennen war. Deutsch sprachen sie nicht. Ich schlich mich allein in ihre Nähe, um meine Eskadron keinem Überfall preiszugeben. Im Nebel erschien das Bataillon gespenstig grau, ihre Kommandos waren mir unverständlich und die Tragart ihre Gewehre konnte ich nicht erkennen. Mein treuer Wachmeister war mir leise nachgekommen, um mitzuteilen, daß es seiner Meinung nach Russen seien. Da wurde ich durch einen Anruf gestoppt: *Hol van az ellenség?* (Wo ist der Feind?) rief ein Offizier. Nun wußte ich, daß es Honvedtruppen waren, antwortete: „In Zabolok“ und gab ihm die Direktion, so gut wie es möglich war. Bald darauf fand ich auch eine Maschinengewehrabteilung, die mir Auskunft über meine Division gab, die auf der Straße stehen sollte. Ich setzte den Marsch fort, kam durch ein ausgereaubtes Gehöft, dann durch ein Dorf, wo die Bauern aus sagten, daß Kosaken in der Früh nach Soldaten mit roten Hosen und krummen Kopfbedeckungen (Dragonern) gefragt hätten. Bei der Brücke fanden wir tote Tscherkeßpferde mit gestickten Packtaschen und auf der Erde den roten Baschlik erschossener Tscherkeßen. Es kam ein Mann vom Dragonerregiment 7, der meldete, daß Oberleutnant Graf S. von Tscherkeßen aus dem Hinterhalt erschossen worden sei. Trotzdem ein Mann ihn warnte, daß in nächster Nähe Kosaken lauerten, blieb er aufrecht stehen und erteilte Kommandos — um im nächsten Augenblick schon durch die Schläfe geschossen am Boden zu liegen.

Weiter marschierend begegneten wir in dem Schlamm, den einer unserer Heerführer als größtes Übel des russischen Kriegsschauplatzes bezeichnete, vorrückender Infanterie und dann endlich unserem Stab, wo ich meine Meldungen erstattete und auch S.s Tod bekanntgab. Dann gelangten wir zur eigenen Eskadron und nach zweitägigem Fasten war eine Fleischkonserve unsere wohlverdiente Nahrung. Ich hatte den zweiten Tag ohne Stiefelsohlen mitgemacht, da sich meine nicht einmal mehr mit Spagat anbinden lassen wollten und ein Schuster nicht zur Verfügung war. Die Folgen dieses unfreiwilligen Fußbades in Gebirgsbüchen und Schnee war eine Nervenentzündung.

Rk.

Stefan Milow.

Am 11. März ist der Nestor der österreichischen Dichter, Stefan Milow, hart an der Wende seines achtzigsten Lebensjahres dahingegangen. Ein echter Dichter, ein reiner und edler Mensch hat die müden Augen geschlossen. Der laute Ruhm des Tages hat sein Schaffen nie begleitet, aber die gewiß nicht minder wertvolle Würdigung der Besten ist ihm nicht versagt geblieben. Stefan Milow zählt zu jenen Dichtern, deren Erscheinung an den Zeitgenossen gleichsam nur in der Entfernung vorübergeht, um erst den Nachkommenden im abgeschlossenen Bilde der Persönlichkeit näher zu treten. Jene stille und reine Dichtkunst, die aus den Tiefen der eigenen Seele schöpft, der sich Leben und Erleben in schlichten Formen zum Kunstausdruck wandeln, ohne durch die Ausblicke auf Wirkung und Erfolg beeinflusst oder beirrt zu werden, findet nur bei denjenigen Widerhall, denen die Kunst mehr an die Seele als an die Sinne rührt. Für sie wird Stefan Milow ein Dichter bleiben, dessen Werk nicht vergehen wird. Die in sich abgeschlossene Reinheit einer menschlichen und dichterischen Persönlichkeit vermag auch der Geschmack der Zeit nicht zu trüben. Ihr Bestes, der Gehalt an echtem Gefühl und reiner Empfindung wird sich immer mehr an die Oberfläche ringen, je mehr alles Zeitliche und Vergängliche abgelenkt, und jene zeitlose Schönheit zutage tritt, in der sich der wahre Wert alles Künstlerischen offenbart.

Stefan Milow (Stefan von Millenkovich), der im Wesen seiner Kunst wie auch in der Gestaltung seines Schicksals manches mit seinem Freunde Ferdinand von Saar gemeinsam hatte, war trotz seiner slawischen Abstammung ein echt österreichischer Dichter. Die Weichheit des Gefühls, die zarte Scheu der Empfindung, die den Reiz seiner Lyrik bildet, und — wo er kräftigere Töne anschlägt — eine gewisse edle Herbheit, sind charakteristisch für jenes Österreichertum, in dem die Kraft des deutschen Wesens, die Energie des sprachlichen Ausdrucks durch den melodischen Stimmungseinschlag gleichsam an den Konturen von einer milden Weichheit umschimmert erscheinen. Wie bei den meisten österreichischen Lyrikern seit Lenau, der aller Lehrmeister ist, herrscht auch bei Milow ein elegischer Zug vor, eine Neigung zur Schwermut, deren Quellen aus dem dunklen Bronnen der Entsagung rauschen, und die den Gedanken gerne zum Verweilen in Sinnen und Betrachtung nötigt. Stefan Milow hat sich wie Saar, während seines ganzen Lebens mit eben diesem Leben auseinandergesetzt, er hat es

in der vornehmen, besonnenen Art des Dichters getan, mit dem Willen des Verstehens und ohne die grollende Verbitterung derer, denen ein Gott nichts zu sagen gab, als was sie leiden. Jahrzehntelang hat ein schweres physisches Leiden den Dichter halb gelähmt an den Lehstuhl gefesselt, und doch hat er es vermocht, das reiche Leben, dem er nicht mehr nachzugehen vermochte, in den engen Kreis seiner Stube zu bannen, hat er seinen Gefühlen und Gedanken die Weite des Horizonts zu wahren, die körperliche Enge seines Lebenskreises ins Geistige zu erweitern gewußt. Mit reichem und regem Anteil hat er alle Erscheinungen der Außenwelt von seinem stillen, geistigen Observatorium aus verfolgt und inmitten der Stürme und Kämpfe literarischer Moden in der Geborgenheit seiner eigenen Persönlichkeit immer den geistigen Ruhepunkt gefunden. Wir haben nicht Viele in unseren Tagen, die immer so ganz sie selbst sind, die sich niemals fremdem künstlerischen Willen verdingen, sondern am Wehstuhl des eigenen Lebenswerkes redlich ausharren, auch wenn der Lohn reichlich und verlockend winkt.

Auf fast allen Gebieten dichterischen Schaffens hat Milow gewirkt. Gleich Saar hat auch er im Drama vergeblich nach der Palme des äußeren Erfolges gerungen, wie dieser ist auch er im Drama in erster Linie Dichter gewesen und hat die Behelfe des Theaterhandwerks zu sehr verschmäht, als daß er im Gedränge auf den weltbedeutenden Brettern sich einen dauernden Platz hätte erringen können. Seine Novellen bekunden den kultivierten Schriftsteller, den Prüfer und Wäger menschlicher Seelen, den Schilderer schlichter und oft ergreifender Schicksale. Die sorgsame Behandlung der Sprache, ihre zarte Formgebung hat diese Novellen, in denen nicht selten eine anmutige Heiterkeit vom dunkel gestimmten Untergrunde aufstimmert, zu wertvollen und schätzenswerten Erzeugnissen unserer Literatur gemacht. Gerade in seinen Prosawerken aber hat Milow oft einen realistischen Ton angeschlagen, hat er mit einer in ihrer Einfachheit doppelt wirksamen Kunst der Schilderung aus dem Leben gegriffen, wenn auch seine im Grunde adelig zurückhaltende und altösterreichisch behutame Natur immer bemüht war, die Härten des Ausdrucks zu mildern und in sprachlicher Hinsicht in den Grenzen sorgsamer Formgebung zu bleiben.

Sein Bestes aber hat er in der Lyrik geboten. Hier ist eines Lebens Inhalt in Liedern niedergelegt. In Liedern von einer seltenen Schlichtheit und Innigkeit der Empfindung. Seine zarten, oft in dunkle Cello-

tönen schluchzenden Herzensklagen, seine Naturschilderungen, voll duftiger Klarheit, zarten Aquarellbildern vergleichbar, sind echtste Lyrik. Frohsinn und Leid, Kummer und Enttäuschung ziehen durch sein Lebenswerk, die Empfindung seiner Seele oft in den engsten Ausdruck wie in die Form eines Kristalls bannend. Aber auch gedanklich hat sich der Dichter mit dem Leben auseinandergesetzt, und er vermochte dies vielleicht um so freier, mit um so ruhigerem Niederblick von der Höhe seiner Gedankenwelt aus zu tun, als die Einsamkeit, zu der ihn sein Schicksal verurteilt hatte, ihm die Unberührtheit des Denkens und Urteilens bewahren half. Sein bereits in der Jugend begonnenes Werk „Das Lied der Menschheit“ ist ein Pantheon seiner Menschheitsideale und zugleich ein Symbol seines eigenen Lebens.

Milows Leben ist — im Gegensatz zu dem Ferdinand von Saars — von materiellen Sorgen verschont geblieben. Ihm war das Glück beschieden, in seiner Gattin eine treue und verstehende Lebensgefährtin zu finden, die ihn bis in die letzten Stunden seines, von körperlichem Leid geprägten Lebens aufs rührendste betreute. Seine beiden Söhne, von denen der eine als Marineoffizier dem Staate dient, der andere, der als Dichter unter dem Namen Max Morold geschätzte Sektionsrat Max von Millenkovich ist, bedeuten die Freude und den Stolz seines Daseins. Dennoch war die zweite Hälfte seines Lebens durch ein jahrelanges physisches Leiden schwer beschattet. Aber bis in die letzten Tage hat der ehemalige österreichische Offizier noch die große Zeit, deren Schwingen uns umrauschen, mitempfunden. Das Schicksal aber hat früher mit mitleidiger Hand über seine Lieder gestrichen und seinem eigenen schweren Leidenskampfe den Frieden geschenkt. Unter den Tausenden, die jetzt den dunkeln Weg gehen, schreitet stumm und schier an die Seite gedrückt, ein deutscher Dichter. Ein selbstloser, gütiger und reiner Mensch, ein Held im Entsagen und Erdulden, einer, der immer redlich seine Pflicht an der Menschheit erfüllt hat, und dem Gebot seines eigenen Herzens treu geblieben ist. Darum wird auch sein Angedenken, neben den Besten unserer Zeit erhalten bleiben.

Paul Wilhelm.

Aus dem Wiener Musikleben.

Wagner überwinden! Die einen sagen's als Forderung, die anderen zum Hohn. Aber Wagner wird durchaus nicht anders überwunden als irgend ein anderer Großer der Kunst; nicht durch einen „Größeren“, sondern durch einen neuen Großen. Besser, durch ein

neues Großes; denn daran kann eine ganze Kunstgeneration arbeiten, bis ein Einzelnr die Summe zieht. Bei Wagner haben wir den besonderen Fall, daß er die deutsche Opernbühne, nicht bloß ihre Musik, auf neue Grundlagen gestellt hat, wenn er auch selber Elemente des früheren übernahm und sie klar genug aufzeigte. Beethovens „Fidelio“ ist ein einsames Werk geblieben und Mozart steht ganz für sich. Weber fängt Neues an; Fäden spinnen sich immer zum Vergangenen, und das Kommende wird vorbereitet. Jüngendwie; nicht bloß die bewußten Anknüpfungen entscheiden, sondern auch jene, dem einzelnen Künstler vielleicht gar nicht fühlbaren Anknüpfungen, die erst eine spätere Zeit rückschauend bemerken und sichtbar machen kann. Also wird auch Wagner überwunden werden, oder wir sind mitten drin, und bleibt trotzdem im Überwinder erst recht siegreich. Ewige Elemente aller großen Kunst gehen in jede neue Entwicklung ein.

Der überwundene Wagner ist deutlich sichtbar in Pfitzners „Armen Heinrich“. Pfitzner wollte wahrscheinlich gar nicht „überwinden“, wie dem wahren Künstler beim Schaffen alle Nebenabsichten ferne liegen und gar diejenigen, die so leicht häßlich ausgesprochen werden können. Pfitzner gab sich selbst, Eigenes und so war überwunden, was in dem Werk an Voraussetzungen doch noch steckt. Die Dichtung zum „Armen Heinrich“, die Pfitzner wählte, ist von James Brun gefügt. Schon die Bezeichnung „Musikdrama“ weist auf Wagner, und Pfitzner ist weit entfernt, die Herkunft zu leugnen. Er hat in einer Reihe Aufsätze das Problem der Operndichtung, der Opernbühne überhaupt, aus Wagner durch sich weiter entwickelt. Mußte es, sollte mit dem Fehlen der einzigartigen Verbindung von Dichter und Komponisten, wie sie nur in Wagner gegeben war, nicht auch viel von dem ererbten neuen Stil der deutschen dramatischen Musik fortfallen — und konnte es, weil er selbst ein bedeutender Künstler ist, dessen Schaffen vor aller Theorie kommt und der eigen genug ist, um aus seinen Schöpfungen neue Anschauungen entstehen zu lassen. Sonderbar genug sieht Pfitzner — zuletzt in der Wiener Musikzeitschrift „Der Merker“ — nicht für die Musik zum „Armen Heinrich“, sondern für die Dichtung. Für seine Musik steht diese selbst ein, und die Verbindung zwischen Text und Musik ist hier eng genug, um mit dem Teil auch das Ganze zu geben, wenigstens für die prinzipiellen Anschauungen.

Text und Musik sind augenscheinlich aus demselben Ethos geboren, wenn auch

der Musiker ungleich schöpferischer ist. Vielleicht hat die Musik den Text mitgeformt, schwerlich umgekehrt, aber verwandt im Grunde sind beide. Sie beginnen dort, wo Wagner aufhört, wo er sich selbst überwunden hatte, bei „Parsifal“. Dies bezieht sich zunächst auf den geistigen Gehalt. Da dem Künstler Form und Inhalt eins ist, setzt sich die Beziehung auch in der Musik durch. Erotik gibt es im „Armen Heinrich“ nicht, überhaupt nicht irdische Liebe, es wäre denn, man wollte Elternliebe dafür gelten lassen. Das kleine Bauernmädchen, das durch sein freiwilliges Opfer den gottgeschlagenen Herrn erlöst, stellt ein fertiges Prinzip dar, das höchste Mitleiden, wie es Schopenhauer gelehrt und Wagner umgeformt in die Kunst gebracht hat. Obwohl das Mädchen in Pfitzners Werk einen Namen erhält, Agnes (das Lamm?), bleibt sie außernehmlich, ja unpersönlich, ihre Wirklichkeit ist, mit Plato zu reden, die Realität eines Begriffes, die Idee.

Die völlige Objektivierung macht die Musik gleichgültig gegen die Einzelperson der Handlung; sie erhält Leben und Persönlichkeit im Sinne des Künstlers, Individualität just durchs Allgemeine seiner tönenden Weltauffassung. Eine scheinbare Ausnahme bildet der Akt. Doch in ihm ist das Prinzip individualisiert, nicht das Individuum in einen Begriff verwandelt. Der Flagellantismus spricht aus diesem Akt, und nirgendes ist die Musik eigener, ergreifender, packender als im dritten Akt, welcher der grausamen Ascese gehört. Sie ist als Gegensatz zum herrischen selbststüchtigen Lebenswillens Heinrichs gedacht; nur wenn sein Wille verneint ist, kann Erlösung kommen. Doch die Erlösung ist schon in dem Geschöpf da, das jenseits alles Wollens steht, das Gefühl und nur Gefühl ist, in Agnes. Hier bleibt die Musik ein wenig hinter ihrer Aufgabe zurück, vielleicht gerade deshalb, weil wir hier nichts Verdenendes, nur ein Fertiges, Gegebenes sehen. Wunder schön freilich ist der Ausklang des ersten Aktes, da Agnes niedersinkt, um wortlos ihr Opfer anzubieten; da siegt die Musik als Ausbruch über vorgefaßte Meinungen und Absichten. Wo Agnes bereber wird, im zweiten Akt, ist die Musik bei aller Deutlichkeit weniger eindrucksvoll. Der ganze zweite Akt ist der Bekehrung der Eltern gewidmet, daß sie das Opfer des Kindes erlauben. Im Gegensatz zu Pfitzner, der darin eine bemerkenswerte Tat seines Textdichters erblickt, finden wir diesen Akt schwächlich. Nicht aus der üblen Rücksicht auf sogenannte Theaterwirkung; wem innere

Dramen nichts zu sagen vermögen, dem ist das Beste deutscher Kunst verloren. Allein gerade für Pfitzners Auffassung vom Stoffgehalt des „Armen Heinrich“ ist die innere Entwicklung in den Eltern belanglos. Agnes steht vom ersten Augenblick in ihrem Wesen vollendet vor uns da; sie als frommes, gehorames Kind zu zeigen, das auch für eine Wundertat erst der Erlaubnis der Eltern bedarf, ist überflüssig. Ein Wunder braucht nicht motiviert zu werden. Das Göttliche, Übermenschliche des Mädchens wird durch diesen Familienakt aufs Hausbackene herabgesetzt. Trotz schöner Einzelheiten — am schönsten der Segen der Mutter — bleibt die Musik hier unter ihrem eigenen Maß. Der arme Heinrich selbst nun wird uns weniger in seiner Entwicklung, als in ihrem Anfang und ihrem Ende gezeigt. Zusammengefaßt ist sein Weg in den Vorspielen, die zum Schönsten der ganzen Musik gehören. Freudig bewegt oder gar gefällig ist diese Musik allerdings nicht; das ist ihr Lob und nicht ihr Tadel. Pfitzner ist ein charaktervoller Künstler, und seine Musik bleibt immer sich selber, ihren inneren Absichten treu. Das hellste Stück der ganzen Partitur ist die Erzählung des ersten Aktes. Der treue Diener erzählt seine Italienfahrt — abweichend von Hartmanns Gedicht unternimmt in der Oper nicht Heinrich, sondern nur sein Diener die Fahrt — den Besuch beim Arzt und die hoffnungslose Antwort. Diese Musik leuchtet, und sie ist um so psychologischer, je weniger sie darauf ausgeht, es zu sein. Sie faßt die Schicksale der Hauptpersonen in sich; der arme Heinrich, auf der Bühne nur ein Zuhörer, wenn auch der Hauptbeteiligte, tritt in der Musik tätig auf. Man hat diese Szene mit der Erzählung aus „Tannhäuser“ zusammengestellt, und sie ist im Dramatischen sicherlich davon beeinflusst, ebenso wie vom „Tristan“. Die Bühnenszene ist von der Vorlage weit abhängiger als die Musik. Pfitzner hat Wagner zur Voraussetzung, doch er bleibt ein Eigener, auch wenn er mit dem Recht des neuschaffenden Erben überkommenes Gut nutzt.

Der „Arme Heinrich“ Pfitzners ist schon in den Neunzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts entstanden, manches Jahr vor der „Rose vom Liebesgarten“, die aus dem Spielplan der Hofoper verschwunden ist. Solche Meisterwerke müßten durchaus gehalten werden; wie arm würden wir, wollte man sich ausschließlich nach den Publikumsneigungen richten! Auch Pfitzner zählt zu jenen deutschen Künstlern, vor denen unsere Opernleitungen das Gefühl dienender Pflicht beherrschen muß. Daß der „Arme Heinrich“

in guter Wiedergabe aufgeführt wurde, soll die verdiente Anerkennung finden. Frau Kiurina und Frau Hon, die Herren Manr, Schmiedes, Weidmann leisteten unter der Führung Herrn Reichweins als Dirigenten durchschnittlich sehr Gutes. Schäden, Vücken unseres Ensembles wurden nichtsdestoweniger auch hier sichtbar. Es ließe sich an mancher Stelle eine idealere Besetzung denken; wir haben sie nicht. Und ob mit dem vorhandenen Material nicht noch Besseres hätte erzielt werden können? Der Komponist jedenfalls scheint dieser Ansicht zu sein. Streitigkeiten zwischen ihm und dem Regisseur sind in die Öffentlichkeit getragen worden. Darüber zu richten wäre nicht unseres Amtes, auch wenn der Tatbestand klarer festgelegt wäre als durch Behauptungen und Andeutungen. Wohl aber meinen wir, daß bei einigem guten Willen und vor allem mit erforderlichlichem Respekt vor dem Künstler Pfitzner der Streit hätte vermieden werden können, wie er hätte vermieden werden müssen. Im übrigen ist Pfitzner kein weltfremder Musiker, sondern, wie er durch die Tat bewiesen hat, ein ausgezeichnete Bühnensachmann, ein Regisseur ersten Ranges.

Der „Arme Heinrich“ ist nach langer Zeit das erste künstlerische Lebenszeichen der Hofoper gewesen. Sonst sah man Neustudierungen, die keine waren und solche, die nie hätten studiert werden sollen. Daß trotz aller Schwierigkeiten, welche die Kriegszeit mit sich bringt, künstlerische Arbeit geleistet werden könnte, lehrt in kleineren Verhältnissen die Volksoper, die nacheinander hübsche Neuinszenierungen von „Figaros Hochzeit“, „Barbier von Sevilla“ — diese ganz besonders gelungen — und „Wilhelm Tell“ brachte. Neu für diese Bühne war der „Polnische Jude“ von Weis, das beste Werk des böhmischen Komponisten, aber trotz Herrn Schipper, der ein Künstler von Rang ist, nicht die beste Leistung der Volksoper. Immerhin wird dort eifrig gearbeitet, allen Schwierigkeiten zum Trotz. In der Hofoper nimmt man die Sache leichter. Warum auch nicht? Dem Publikum gefällt es auch so ganz gut und man erlebt bei den schlechtesten Vorstellungen erstaunlich viel Beifall. Durch den Krieg hat die Schichtung des Publikums, das in der Zweimillionenstadt ohnehin in Umwandlung begriffen ist, eine tiefgreifende Veränderung erfahren. Das Provinzpublikum, nicht bloß die Flichtlinge, beherrscht Theater und Konzerte. Nicht gegen das Publikum richtet sich die Klage, sondern gegen die künstlerischen Leitungen, die das Publikum nicht erziehen wollen, sondern nur auf den Vorteil und auf die Bequemlichkeit

der neuen Lage bedacht sind. Die schlechteste Hofoperndarstellung ist natürlich noch immer besser als die beste in Lemberg, und für Konzerte sind streng künstlerische Programme in Wien nicht beliebter als anderswo. Das Schlimmste geschieht in den sogenannten Wohltätigkeitskonzerten, wo der Dilettantismus sich breit macht, auch wenn zur Ausführung Künstler von Rang gewonnen sind. Da spielt einmal Wera Schapira, die ausgezeichnete Pianistin, die trotz Backhaus die „Burleske“ von Richard Strauß sozusagen neu entdeckt hat, die „Ungarische Phantasie“ von Liszt und gleich darauf kommt der kleine Emanuel Feuermann mit seinem Cello und spielt — ungarisch. Es hätte nur gefehlt, daß auch sein Bruder Siegmund Zigeunerweisen vortrage. Doch die beiden Feuermann sind ernst zu nehmende Begabungen, der ältere der Knaben, Siegmund, ein reifer, fertiger Künstler, um nicht zu sagen, ein Mann, der jüngere die frohere, aber noch unentwickeltere Natur. Wie blüht sein Wesen auf, wenn er wirklich musizieren darf! Kammermusik ist so recht geeignet, den musikalischen Kern zu erproben. In Schuberts B-dur-Trio haben beide Brüder sich als Musiker bewährt, und das ist mehr, als gut gedrißte Virtuosenleistung geben kann.

Im Zeichen der Kammermusik stand gar viel von dem, was uns in dieser Saison an echter Musik und künstlerischer Pflege geboten wurde. Das Rosé-Quartett erfreut durch stilvolle Abende; am letzten kam nach langer Pause Bruckners Quintett zu Gehör, mit seinem unsagbar herrlichen Adagio. Der Vereinigung Stwertka dankt man die erneute Bekanntschaft mit einem schönen Klavierquartett Figners. Alle Ehren gebühren dem Figner-Quartett, das unbeirrt der heiligen Kunst mit schönem Eifer und bestem Gelingen dient. Eine besondere Tat sind seine Hand-Abende, die ein Wiener Kunstfreund, Oberlandesrat Dr. Kosteritz, ins Leben gerufen hat. Das ganze Kammermusikwerk Handns zu genießen ist nun in Wien möglich geworden, auch dem Unbemittelteren. Es scheint, als ob gerade diejenigen, die am meisten nach Musik dürsten, nicht genug gute Musik bekommen können. Die Programme unserer populären Sonntag-nachmittagskonzerte, Konzertverein und Tonkünstlerorchester, werden immer gediegener, einheitlicher. Dort leitet der verdienstvolle Martin Spörr allein die Konzerte, hier hat sich den Herren Konrath und Nilius als Dritter Dr. Bernhard Baumgartner gesellt, ein vorzüglicher Musiker, der seine starke Dirigentenbegabung, die vielleicht mehr nach

dem Theater strebt, auch sinfonischen Aufgaben anzupassen weiß. Er wählt mit Vorliebe die schwierigsten Aufgaben, manchmal zuviel auf einmal für den Hörer, wie denn solche Konzerte in der besten Absicht leicht überladen werden, immer mit sachlicher Leidenschaft, der es an Erfolg nicht fehlen kann. Mit Vergnügen sehen wir den jungen Künstler auch als Komponisten abseits des Gewöhnlichen und Billigen. Sein Heft Lieder (erschieden in der Universal-Edition) enthält Gedichte von Wladimir v. Hartlieb, die zum Schönsten neuer Lyrik gehören, alle in ehrlicher Stimmung vom Komponisten erfasst und wiedergegeben. Man ist froh, in diesen Kriegszeiten einer allem „Zeitgemäßen“ abgewandten Lyrik zu begegnen. Kriegspoetik und Kriegsmusik — davon ein nächstesmal.
Dr. D. J. Bach.

Wiener Theater.

Spärlicher als sonst um die Zeit des Frühlingsbeginnes ist heuer der Regen an neuen Stücken. Zu desto größeren Ehren kommen dafür wieder die alten. Sie haben freilich die unangenehme Eigenschaft, gerade den, der in ihnen seine eigene Jugend wieder zu finden hofft, unfaßt zu mahnen, daß er älter und anspruchsvoller geworden ist. Unbekümmert um Geschmackswandlungen frischt Rudolf Tyrolt seine alten Erfolge auf und das Deutsche Volkstheater fährt gar nicht übel dabei. Sein alter Schöllhofer hat nichts von seiner wienerischen Vollsaftigkeit und Lebensfrische eingebüßt und bereitet schon darum immer wieder künstlerisches Vergnügen, weil Karlweis im „Groben Hemd“ nicht nur eine der allerbesten Tyrolt-Rollen geschaffen, sondern auch einen überaus glücklichen Übergang von der alten Volksstückschablone zur modernen Wiener Komödie gefunden hat. Auch das „Weiße Rössel“ hat Tyrolt wieder auf die Beine gebracht. Allein der Reiter erwies sich ungleich stärker als das Tier. Unter den neuen Spielteuten, die sich bemühten, der alten Schwankherrlichkeit der Herren Blumenthal und Kadelburg neue Zwerchfellreizungen abzugewinnen, hatte Herr Lackner den schwersten Stand. Ihm war der muntere Kellner Leopold Brandmayer zugefallen, den einst Girardi mit seiner Frohlaune erfüllte. Lang ist's her: siebzehn Jahre.

Jüngeren Datums ist die Bekanntschaft mit Rudolf Hawels Bauernkomödie „Der reiche Ahnl“. Man hatte sie erst im Vorjahr auf einer literarischen Entdeckungsreise in der Aufsdorferstraße gemacht. Als sie bei ihrer Uraufführung durch die Egl-Leute im Kolosseum mit allen Zeichen eines ehrlichen

Erfolges begrüßt wurde, hatte sich in die Freude, den Dichter der „Mutter Sorge“ und der „Fremden Leut“ nach langem Schweigen wieder mit einem seiner Begabung würdigen Stücke vor die Öffentlichkeit treten zu sehen, ein leises Gefühl der Beschämung gemischt, daß ihm kein Wiener Theater mehr offen stand und er sich gezwungen sah, sich mit einer seiner besten Arbeiten an eine Wanderbühne zu wenden, die vor gedeckten Tischen bei Bier und Tabakrauch spielen mußte, weil ihr anderswo kein Gastrecht gewährt worden war. Der Erfolg auf der Egl-Bühne hat ihm das Deutsche Volkstheater wieder erschlossen und es bereitet seiner Komödie eine Auf- führung, die dem Werke kaum etwas schuldig geblieben war. Herr Amon als hinfälliger Ahnl, dem das Ausgeding zur Hölle gemacht wird, so lange man von ihm nichts mehr zu erhoffen hat, und der sich plötzlich mit Liebe und Zärtlichkeit überhäuft sieht, weil ihm ein schlauer Jugendfreund ein paar Tausender „zum Anschau lassen“ geliehen hat und man bei ihm verheimlichte Reichtümer vermutet, Frau Glöckner und Herr Kutschera als verschlagenes Ehepaar, das angesichts des erborgten Mammons Besorgtheit um das Wohlergehen des überzähligen Greises heuchelt, Herr Kirschner als gut genährter Landgeistlicher, der auch seine Kirche im Testament des reichen Ahnl bedacht wissen möchte, und Herr Ranzenhofer als boshafter Bürgermeister, der den ganzen Schabernack ausgeheckt, sie alle boten ihr Bestes, um das satirisch-humorvolle Werk Havel's auch auf der Bellaria zum Erfolg zu führen, und dem Spielleiter Rosenthal darf nachgerühmt werden, die Auf- führung auf reine und echte Komödienwir- kungen gestimmt zu haben. Was am „Reichen Ahnl“ künstlerisch besonders erfreut und er- quickt, davon war hier anläßlich seiner Ur- aufführung bei den Egl-Leuten die Rede und es ist nur noch zu wünschen, daß er die böse Kriegszeit überlebe und dann erst recht seine heitere Sendung erfülle.

Wie Tyrolt im Deutschen Volkstheater so hat auch Alexander Girardi im Raimund- Theater bisher sein Auskommen mit allen Erfolgen gefunden und es darf als ein gutes Zeichen gedeutet werden, daß er nicht in Operetten, sondern als Valentin im „Ver- schwender“ die meiste Zugkraft ausübte. Nun hat auch er sich endlich an eine neue Rolle gemacht. Doch sie stellte ihm keine neue Auf- gabe, bot ihm nur eine neue Gelegenheit, seine unerreichte Meisterschaft im Couplet- vortrage zu entfalten. Das Wiener Stück, das mit sympathischer Anspruchslosigkeit diesem bescheidenen Zwecke dient, nennt sich „Wenn nicht der Johann wär“ und rührt

von Johannes Brandt her, einem neuen Mann, der die alte Volksstückschule ehrt. Den unentbehrlichen Johann spielt, wie sich unschwer errät, Meister Girardi. Vom Haus- knecht zum Kammerdiener eines reich ge- wordenen Greislers emporgerückt, heißt er dessen Sohn von hochstaplerischen Neigungen, es verkrachten Aristokraten gleich zu tun und mit leichtsinnigen Theaterprinzessinnen an- zubinden, die von hohen Herrschaften abge- legt sind. Der große Krieg dient dem braven Johann als Gehilfe seines Erziehungsmerkes, das errötend den Spuren des seligen L'Arronge folgt. Ein Übermaß von Nähr- feligkeit in falsch zitterten Sprichwörtern macht es nicht leicht, sich an Girardis spiels- freundiger Meisterschaft ungetrübt zu erfreuen. Das Ereignis des Abends ist eine Couplet- einlage „Gott strafe England“ von P. Ri- valier. Ihretwegen allein verlohnt sich ein Besuch der Vorstellung.

Im Neuen Wiener Stadttheater ist Willy Thaller der Wiederbeleber aller Volksstückersfolge. Dank seiner werktätigen Gönnerschaft erlebten auch Viktor Leons „Gebildete Menschen“ eine verspätete Wieder- geburt. Wie seltsam auch heute schon dieses Plädoyer für das Analphabetentum mit dem goldenen Wiener Herzen berühren mag, man ließ es sich dennoch gefallen, weil Thaller es mit dem ganzen Aufgebot seiner warm bereiteten Menschlichkeit führte. Zwischen Nestroy und Leon haben sich für einen Abend einige Mitglieder des Burgtheaters und des Deutschen Volkstheaters mit den Spielern Jarnos zusammengetan, um auf dieser Bühne zugunsten von Kriegsfürsorgezwecken zwei Renaissancestücke von Gustav Streicher aufzuführen. Sie tragen den Gesamttitel „Die Macht der Toten“ und der Tod selber tritt als Prologus auf, um den Sinn der beiden Spiele zu deuten, die vom Kampf des Lebens mit den nachwirkenden Mächten des Todes handeln. In „Monna Violanta“, dem ersten Stück, ist es ein Testament, das die Lebensfreude einer jungen Witfrau knebelt. Der greise Wüstling Bassano glaubte durch eine Enterbungsklausel seine Gattin über sein Grab hinaus an sich fesseln zu können. Allein die Liebe erweist sich stärker als der Tod und nach langwieriger Be- kämpfung hysterischer Zwangsvorstellungen läßt sich die junge Frau von einem Ritter ins lachende Leben entführen. Im zweiten Stück „Hofnarr und Fürst“ erscheint der Hofnarr als Geist des toten Herzogs von Ferrara, um den von inneren und äußeren Feinden bedrohten Thronerben zur Tatkraft wachzurütteln und seinem übermühtigen Hof- staat ein »Memento mori!« zuzurufen. Gustav

Streichers Freude an dunklen Gleichnissen und rauschen Worten lockert die Konzentration, die das Drama erfordert, und erschwert dem Zuschauer die Gefolgschaft. Gleichwohl gab es aufmunternden Beifall für den weltabgewandten Dichter der beiden Spiele.

Die Altwiener Biedermeierei ist auf der Operettenbörse außer Kurs gesetzt und an ihre Stelle die Zeit der Maria Theresia mit ihren weißen Perücken und weiten Krinolinen getreten. Der „Botschafterin Leni“ im Josefstädter Theater folgte im Theater an der Wien eine Operette aus der gleichen Zeit und aus dem gleichen Lebenskreis, betitelt „Auf Befehl der Herzogin“ und noch harret unser in diesem Jahre eine dritte Operette, welche die Zensur noch nicht passiert hat und darum vorläufig unter dem Titel „Die Kaiserin“ angekündigt werden darf. Leopold Jacobson und Robert Bodanzky, die Librettisten der neuen Operette auf der Wiedener Bühne, nennen ihr Buch „ein Operetten-Idyll aus alten, gemüthlichen Tagen“, wie um den anheimelnden Ton der Vorväterzeit, der den Reiz der harmlosen Handlung bildet, von vorneherein zu entschuldigen. Ein Gardeoffizier hat mit einer kleinen Goldsticklerin ein zartes Liebesverhältnis, und durch den Ueberreifer der Keuschheitskommission irreführt, vermutet die eifersüchtige Herzogin ihren eigenen Gemahl hinter dem verklebten Mann der Garde. Auf ihren Befehl soll darum die Goldsticklerin irgend einen Bürgerlichen heiraten, den sie gar nicht liebt. Schließlich erkennt die Herzogin ihren Irrtum und führt das durch Mißverständnis getrennte Paar eigenhändig zusammen. Die Zuhörerschaft ging mit sichtlichem Vergnügen auf die idyllischen Absichten der freundlichen Bagatelle ein, zumal sie mit sicherem Bühnengriff, mit glücklicher Ausnützung des Zeitkolorits und wohl auch mit mehr Geschmack gestaltet ist, als man sonst in der Operette an Werke zu sehen pflegt. Freilich die Musik Bruno Granichstaedten's trifft nur selten den Stil der Zeit und mischt viel Eyslerisches Wienerthum in

das zierliche Rokoko. Allein in der Operette nimmt man dies nicht so genau, und ein Schelm, der mehr gibt, als er hat.

Theodor Antropp.

Soldatengräber und Kriegerdenkmale.

Ein künstlerisches Vorbilderwerk für Gemeinden und Vereine.

In einer Zeit, da jeder Ort unseres Vaterlandes von der Millionenstadt bis zum kleinsten Dorfe in die Lage kommen wird, seinen gefallenen Söhnen ein Erinnerungszeichen des Dankes zu widmen, und da viele Orte brave Soldaten zu bestatten haben, die dort ihren Wunden erlegen sind, ist es Pflicht, dafür zu sorgen, daß Soldatengräber und Kriegerdenkmale, die kleinsten wie die größten, der Gefallenen und unserer ersten, großen Zeit würdig sind.

Diese Pflicht erfüllt in großzügiger Weise ein Vorlagenwerk, das unter Förderung des k. k. Ministeriums für öffentliche Arbeiten von der k. k. Kunstgewerbeschule in Wien geschaffen und vom k. k. Gewerbebeförderungsamte herausgegeben wird.

Das Vorbilderwerk wird zu sehr billigem Preise erscheinen und unbemittelten Gemeinden kostenlos zugehen. Es wird ungefähr 200 Entwürfe und zwar von der einfachsten Inschriftenplatte bis zu größeren Anlagen enthalten. Jedem Entwurf wird auf der Seite nebenan ein Text beigegeben, welcher kurz seinen Charakter erläutert.

Durch dieses Werk wird es jeder, auch der kleinsten Gemeinde ermöglicht werden, künstlerische und würdige Denkmale billig zu errichten.

Auch steht zu erwarten, daß unsere darniederliegende Friedhofskunst dadurch Anregung und Besserung erfahren wird, worauf die Heimatschutzvereine aller Kronländer seit längerer Zeit hinarbeiten.

Anfragen in Angelegenheit der Soldatengräber und Kriegerdenkmale mögen einstreuen an die Direktion der k. k. Kunstgewerbeschule Wien I., Stubenring 3, gerichtet werden.



„Österreichische Rundschau“, XLIII., 1.

Redaktionschluß am 27. März 1915.

Ausgegeben am 1. April 1915.

Herausgeber: Leopold Freiherr von Echlumckey, Dr. Karl Glossy,

Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.

Chefredakteur: Dr. Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Carl Junker.

Notizen.

Karl Hans Stobis „Der wilde Bismarck“, der erste Band des großen dreibändigen Bismarck-Romanes, ist soeben im Verlag L. Staackmann, Leipzig, erschienen. Er umfaßt den ersten Abschnitt des Heldenlebens, die Zeit des Werdens, des Schäumens und Reifens bis zum Revolutionsjahr 1848, die Kindertage auf Kriephof, die innerlich harte Zucht auf Pla-

manns Schule, des Göttinger Burschenlebens, dann die Nachener Referendarzeit, die Junkerjahre, in denen er von Freund und Feind der tolle oder wilde Bismarck genannt wurde, seine Herzengeschichten und sein Werben um Johanna, sein erstes politisches Auftreten und seine Abenteuer in den Stürmen der Revolution. Der zweite Band führt den Titel „Es liegt eine Krone“ und behandelt die Jahre, die der Gründung des Deutschen Reiches vorangehen und mit der Kaiserkrönung zu Ver-

Österreichische

Fabriken:

Wien, XX, Engertbstr.
Wien, XXI, Siemensstr.

Wiener Installationsbureau:
WIEN, VI, MARIA-
HILFERSTRASSE 7.

Siemens-Schuckert-

Wien, XX $\frac{1}{2}$ Engertbstraße Nr. 150. □

Vertretungen:

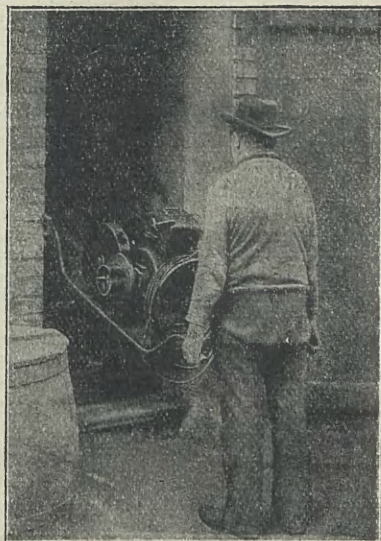
Prag, Pilsen, Teplitz,
Reichenberg, Karlsbad,
Brünn, Mähr.-Odrau,
Kralau, Lemberg,
Czernowitz, Linz, Inns-
bruck, Dornbirn, Trient,
Graz, Klagenfurt, Lai-
bach, Triest, Sarajevo,
Belgrad, Sofia, Athen,
Konstantinopel, Kairo.

Werke

Transportable Motoren für landwirtschaftliche Betriebe

für Kraftleistungen von 0.3—8 PS

**Stete
Betriebsbe-
reitschaft**



**Stete
Betriebsbe-
reitschaft**

**Einfacher mechanischer Aufbau — Leichte Wartung und Bedienung —
Einfachste In- und Außerbetriebsetzung — Geringe Leerlaufverluste —
Stoßfreier, ruhiger Gang — Geringes Gewicht und geringer Platz-
bedarf — Niedere Anschaffungskosten**

sailles ihren Abschluß finden. Der dritte Band bringt unter dem Titel: „Der eiserne Kanzler“ die Zeit des inneren Ausbaues des Deutschen Reiches. Bismarcks Abgang von der Leitung und sein Hinübergehen ins Mythische, in die Sagenherlichkeit unserer Geschichte. Diese beiden Bände sollen sich in kurzen Zwischenräumen anschließen. Für unsere Zeit, der Bismarcks gewaltige Gestalt mehr als je Vorbild geworden ist, wird diese Dichtung ein freudig begrüßtes Geschenk sein.

Ein neues bedeutendes Bismarckwerk wird noch im Laufe dieses Monats im Verlage der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien, erscheinen: „Bismarck, der Mann und das Werk“. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Von Richard Graf du Moulin-Eckart. (Mit vielen Abbildungen und Tafeln. In Leinenband Mk. 17.—, in echtem Pergamentband Mk. 20.—) Das umfangreiche Werk dürfte berufen sein, in der Bismarck-Literatur und speziell in der neuen zum 100. Geburtstag des Reichschöpfers erscheinenden, einen hervorragenden Platz einzunehmen und wirklich ein Gedenkbuch für das deutsche Volk zu werden.

K. k. priv. Gifela-Verein, Lebens- und Aussteuer-Vericherungsanstalt auf Gegenseitigkeit. Die finanziellen Gebarungsergebnisse dieses Instituts waren im Kriegsjahre 1914 günstigere als in allen Vorjahren. Die Einnahme an Prämien und Zinsen ist auf 17,8 Millionen Kronen angewachsen. Die Fälligkeiten durch Erleben oder Tod der Versicherten betragen 9,5 Millionen Kronen. Die Prämien- und Schadenreserven samt Abträgen fliegen auf 95,5 Millionen, die Sicherheitsrücklagen auf 1,6 Millionen, die gemeinnützigen Fonds auf 1,1 Millionen Kronen. Die gesamten Aktiven sind auf mehr als 100 Millionen Kronen angewachsen. Der Reingewinn beträgt nach Dotierung von Sicherheitsreserven mit 360.000 K die bisher noch nie erreichte Summe von 1.041.000 K.

Kurse für freiwillige Fürsorgerinnen. Zur Unterstützung der erhöhten Aufmerksamkeit, die der jetzt erschwerten Säuglingspflege zugewendet werden muß, hält der Direktor des niederösterreichischen Landes-Kinderspital-Kindersheims Dr. Gustav Rietzer seit Kriegsausbruch Kurse zur Einführung freiwilliger Helferinnen der Säuglingsfürsorge ab. Auf vier doppelstündige Vorlesungen mit Vorgehungen folgen vierzehntägige Übungen an der Anstalt. — Auskünfte und Anmeldungen bei Ilse v. Arlt, Fernruf 80.877, Einschreibgebühr K 1.—, die bei gruppenspezifischer Anmeldung durch Schulen oder Vereine entfällt.

Schon seit 1856 wird England bekämpft von der Ersten deutschen Stahlfedernfabrik Heinke & Blandkerh, Berlin. Die weitverbreiteten Schreibfedern von Heinke & Blandkerh beweisen durch ihre Güte, daß niemand nötig hat, englische Federn zu benutzen. Interessante Aufklärungen findet man in den Kriegsbüchern, die die Fabrik auf Wunsch kostenlos und portofrei zusendet.

Büchereinlauf.

Rußland als Gegner Deutschlands. Von Otto Hoefsch. Leipzig 1914, Verlag S. Hirzel. Mk. —.80.

Aus Natur und Geisteswelt. A. Bährisch: Die deutschen Personennamen. Leipzig 1914, Verlag V. G. Teubner.

Kriegsdokumente. Der Weltkrieg 1914 in der Darstellung der zeitgenössischen Presse. Von Eberhard Buchner. I. Bd.: Die Vorgeschichte: Der Krieg bis zur Vogesen-schlacht. München 1914, Verlag Albert Langen. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Marcell Salzers Kriegsprogramme. Hamburg 1914, Verlag J. A. Böhm.

Moj. Roman von Hans von Hoffensthal. Berlin und Wien 1914, Verlag Ullstein & Co. Mk. 3.60.

Der Heereszug Gottes. Das Bekenntnis eines Deutschen. Von Karl Emerich Hirt. Innsbruck 1914, Deutsche Buchdruckerei.

Heinz Striklugs Abenteuer im Frieden und im Kriege. Von Fedor von Zobeltitz. Berlin und Wien 1915, Verlag Ullstein & Co. Mk. 3.60.

Kriegsbuch für die Jugend und das Volk. Stuttgart 1914, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung. Mk. 1.25.

Deutsch gegen Französisch und Englisch. Von Hugo Schuchardt. Graz 1914, Leuschner & Lubensky. K —.50.

Hoch Kaiser und Reich! Kriegsdichtungen, ausgewählt von Gustav Falke. Hamburg 1915, Hanseatische Verlagsanstalt. Mk. —.20.

Historisch-politische Studien. Gesammelte Aufsätze zum Staatsleben des XVIII. und XIX. Jahrhunderts, insbesondere Österreichs. Von Dr. Karl Hugelmann. Wien 1915, Verlag Jos. Röllner & Co. Brosch. K 8.—.

Vom Tod fürs Vaterland. Braunschweig 1915, Verlag George Westermann. Mk. —.30.

Ein Winterlager. Roman von Franz Adam Beyerlein. Berlin und Wien 1915, Verlag Ullstein & Co. Mk. 1.—.

Der Weibsteufel. Drama in 5 Akten von Karl Schönherr. Leipzig 1915, Verlag L. Staackmann.

Des Kaisers Soldaten. Schauspiel in 3 Akten von Hermann Essig. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Mk. 2.50.

Lieder aus dem Frieden und aus großer Zeit. Neue Gedichte von Wilh. Kessel. Dresden 1915, Residenz-Verlag.

Der Bedeutungswandel im Deutschen. Von Dr. Hans Tschinkel. Wien 1914, Manz'sche Verlagsbuchhandlung.

Kriegslieder fürs deutsche Volk mit Noten: 1. Empor, mein Volk! 2. Ein Gähneln woll'n wir rufen! 3. Wohlauf, Kameraden! 4. Deutsches Herz, verzage nicht. 5. Jeder Schuß ein Ruh! 6. Jeder Stoß ein Franzos! 8. Jeder tritt ein Britt. 8. Musketier feins lustige Brüder. Jena 1914, Verlag Eugen Diederichs.

Tatsachen für Feldpost. Heft 1. Der heilige Krieg. Gedichte aus dem Beginn des Kampfes. 2. Deutsches Volkstum. Bekenntnisse deutscher Helden und Denker. 3. Deutscher Glaube, religiöse Bekenntnisse aus Vergangenheit und Gegenwart. 4. Der Kampf. Neue Gedichte aus dem „Heiligen Krieg“. 5. Die Heimat. Neue Kriegsgedichte.

Langens Kriegsbücher. Geschichten aus Deutschlands Kämpfen 1914: Vena Christi: Unsere Bayern anno 14. — Eberhard Buchner: Kriegshumor I. Teil. — Wlolf Köster: Der Tod in Flandern.

(Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung, Wien I., Graben 31, bezogen werden.)

☐	Redaktion und Administration: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon 10.817.	☐
☐	Sprechstunde: Täglich von 12 bis 1 Uhr mittags.	☐
☐	Für Manuskripte belletristischen Inhaltes wird vorherige Anfrage erbeten.	☐
☐	Unerlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgestellt.	☐
☐	Verlag: Wien und Leipzig: Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung Carl Fromme, Gesellschaft m. b. H.	☐
☐	Papier: Stegerermühl.	☐

Živnostenská banka v Praze.

Filialen: in Brünn, Budweis, Friedek-Mistek, Iglau, Karlsbad, Klattau, Kolin, Königgrätz, Krakau, Lemberg, Mährisch-Ostrau, Melnik, Olmütz, Pardubitz, Pisek, Pilsen, Prossnitz, Reichenberg, Tabor, Triest und Wien.

Am 11. April 1915 um 10 Uhr vormittags wird im Kassenhofe des Palais der Živnostenská banka, Prag, die

47. ordentliche Generalversammlung

der

Aktionäre der Živnostenská banka v Praze

stattfinden, wozu die stimmberechtigten Herren Aktionäre hiemit eingeladen werden.

Program:

1. Jahresbericht und Rechnungsabschluß.
2. Bericht des Revisionsausschusses.
3. Antrag des Verwaltungsrates auf Verteilung des Reingewinnes.
4. Antrag auf Abänderung der Statuten (§§ 53, 75 und 77).
5. Wahl in den Verwaltungsrat.
6. Wahl in den Revisionsausschuß.

Jene Herren Aktionäre, welche an der Generalversammlung teilnehmen wollen und welche als solche am 31. Dezember v. J. in den Aktienbüchern der Bank eingetragen waren, können die nach § 12 der Statuten*) zur Ausnützung ihres Stimmrechtes erforderlichen Aktien bis 3. April d. J. bei der Kassa der Bank in Prag oder deren Filialen gegen Empfangnahme der Legitimationskarte zur Generalversammlung hinterlegen. Die Bilanz sowie das Gewinn- und Verlustkonto liegen im Bureau der Bank für die Herren Aktionäre zur Einsicht auf.

Prag, am 24. März 1915.

Der Verwaltungsrat.

*) § 12 der Statuten: Stimmberechtigt in der Generalversammlung sind jene Aktionäre, welche mindestens 20 auf ihren Namen lautende Aktien besitzen, deren Besitz am 31. Dezember des vorhergehenden Jahres in den Aktienbüchern der Bank eingetragen war. Mit je 20 weiteren Aktien wird je eine Stimme mehr erworben. Die zur Ausübung des Stimmrechtes nötigen Aktien müssen samt den nichtfälligen Coupons acht Tage vor Abhaltung der Generalversammlung bei der durch den Verwaltungsrat bezeichneten Kasse deponiert werden.

(Nachdruck wird nicht honoriert.)

Telephon 34573.



Telephon 34573.

Alois Kolb

k. u. k. Hof-Anstreicher und Lackierer

Kontrahent der k. k. österr. Staatsbahnen und der Gemeinde Wien

Wien VII/2, Lindengasse 12.

K. k. privilegierte Versicherungs-Gesellschaft



Oesterreichischer Phönix in Wien

Gegründet 1860.

Direktion: Wien I., Riemergasse 2.

Feuerversicherung, Einbruchversicherung, Hagelversicherung zu vorteilhaftesten Bedingungen, Vertretungen in allen größeren Orten der Monarchie.

K. k. priv. Lebensversicherung-Gesellschaft

Oesterreichischer Phönix in Wien

Lebensversicherung Aussteuerversicherung Leibrenten

Gemeinnanteil mit Garantie 3prozentiger Prämien-Vorzinsung. — Prämienbefreiung und Rentenbezug im Falle der Invalidität. — Kostenfreie Kriegsversicherung. — Reisen nach allen Teilen der Erde frei. — Unanfechtbare, unverfallbare Polizza.

Klösterle

Natürlicher
Sauerbrunn
Lithion-Quelle

Generalvertretung für Wien und Niederösterreich: Firma Reinhold Mattoni Akt.-Ges., Wien I., Tuchlauben — Telephon 17666. —

OBSERVER

Telephon Nr. 12.801
Unternehmen für Zeitungs-
ausschnitte
Wien I., Concordiaplatz 4

Hest sämtliche Wiener Tages-Journale, ferner alle hervorragenden Blätter der Zeit-ung, Monarchie und des Auslandes (welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen), sowie alle wichtigeren Fach- und Wochenschriften und versendet an die Abonnenten jene Zeitungs-ausschnitte, welche sie persönlich (oder sachlich) interessieren. Der „OBSERVER“ ist in der Lage, aus allen wichtigeren Journalen des Kontinents und Amerikas seinen Auftraggebern Prebestimmen (Zeitungs-ausschnitte) über jedes gewünschte Thema schnellstens zu liefern.

SÜDBAHNHOTEL SEMMERING

2 Stunden von Wien, 1000 m Seehöhe,
Hotel ersten Ranges, 300 Zimmer, das
ganze Jahr offen, völlig windgeschützt
:: Lage, herrliches Alpenpanorama ::

Erstklassiges Restaurant, Neues Café

mit aussichtsreichen Terrassen. Treffliches Terrain für alle
Arten von Sommer- und Wintersport.

Die Hotelverwaltung.

Wiener Bank-Verein.

Die fünfundvierzigste ordentliche General-Versammlung

findet am 20. April 1915 um 11 Uhr vormittags in Wien I., Schottenring 2, statt.

Verhandlungs-Gegenstände:

1. Jahresbericht des Administrationsrates.
2. Bericht der Zensoren über den Rechnungsabschluß pro 1914 und Beschlußfassung über denselben.
3. Beschlußfassung über die Verwendung des bilanziellen Überschusses des Jahres 1914.
4. Beschlußfassung über die Änderung der §§ 53 und 70 der Statuten.
5. Beschlußfassung über die Auszahlung einer Dividende aus dem ordentlichen Reservefonds Konto II.
6. Wahlen in den Administrationsrat.
7. Wahlen in das Zensoren-Kollegium und den Aufsichtsrat für die Filialen.

Nach § 47 der Statuten sind zur Stimmführung in der General-Versammlung nur jene Aktionäre berechtigt, welche seit wenigstens 14 Tagen vor dem Zusammentreten derselben mindestens fünfundzwanzig Aktien nebst Coupons bei der Gesellschaftskasse oder den sonst hiezu vom Administrationsrate bestimmten Stellen erlegt haben.

Je 25 Aktien geben das Recht auf Eine Stimme (§ 48 der Statuten).

Die stimmberechtigten Herren Aktionäre werden daher eingeladen, ihre Aktien samt Coupons bis **spätestens**

6. April d. J.

in **Wien** bei der Liquidatur des Wiener Bank-Verein (I., Schottengasse 6/8),

in **Agram, Aussig a. E., Bielitz-Biala, Bodenbach, Bozen, Brünn, Budapest, Budweis, Friedek-Mistek, Graz, Innsbruck, Jägerndorf, Karlsbad, Klagenfurt, Konstantinopel, Marienbad, Meran, Pardubitz, Pilsen, Prag, Prossnitz, Salzburg, St. Pölten, Smyrna, Teplitz, Teschen, Tetschen, Villach, Wr.-Neustadt und Zwittau** bei den Zweigniederlassungen des Wiener Bank-Verein,

in **Triest** bei der Banca Commerciale Triestina,

in **Berlin** bei der Deutschen Bank und der Dresdner Bank,

in **Dresden** bei der Dresdner Bank und der Deutschen Bank Filiale Dresden,

in **Frankfurt a. M.** bei der Deutschen Vereinsbank, der Deutschen Bank Filiale Frankfurt a. M. und der Dresdner Bank in Frankfurt a. M.,

in **Stuttgart** bei der Württembergischen Vereinsbank,

in **München** bei der Deutschen Bank Filiale München und der Dresdner Bank Filiale München,

in **Zürich** bei der Schweiz. Kreditanstalt und beim Schweiz. Bankverein,

in **Genf** bei der Schweiz. Kreditanstalt und beim Schweiz. Bankverein,

in **Basel** bei der Schweiz. Kreditanstalt, beim Schweiz. Bankverein und bei der Basler Handelsbank

zu deponieren. Die Aktien sind, von arithmetisch geordneten und vom Einreicher eigenhändig unterzeichneten Kon-signationen (und zwar bei der Liquidatur in Wien in zwei, bei den sonstigen Deponierungsstellen in drei Exemplaren) begleitet, einzureichen.

Ein Exemplar der Kon-signationen erhält der Deponent mit der Empfangsbestätigung versehen zurück, und gleichzeitig wird gemäß § 55 der Statuten die Legitimationskarte für die Teilnahme an der General-Versammlung erfolgt, welche auf den Namen des Deponenten lautet und nur für die bezeichnete Person oder deren gehörig legitimierten Bevollmächtigten Geltung hat.

Wien, den 27. März 1915.

Wiener Bank-Verein.

K. k. privilegierte



österreichische

Versicherungs-Gesellschaft „Donau“

Wien I., Schottenring Nr. 13.

Die 1867 gegründete Gesellschaft leistet zu den billigsten Prämien und vorteilhaftesten Bedingungen

Fener-, Hagel-, Glas- u. Einbruchsdiebstahl-Versicherungen, sowie See-, Fluss- u. Landtransport-Versicherungen.

In der **Lebensversicherung** besonders günstige, neuartige Kombinationen (Invaliditäts-Mitversicherung), Versicherung anormalen Lebens etc. — Kostenlose Kriegsversicherung bis K 30.000 für gesetzliche Wehrpflichtige. — Bisher geleistete Zahlungen über 219 Millionen Kronen. Gewährleistungsfonds über 50 Millionen Kronen. — Auskünfte werden bereitwillig erteilt am Sitze der Gesellschaft in Wien, ferner bei der Direktion für Ungarn in Budapest, für Italien in Mailand, sowie bei sämtlichen General-, Haupt- und Lokal-Agentenschaften.